

Michaelstr. 56/58  
Schleiferei  
Kartenglas  
sowie  
Preisen.  
teil  
Gesuchte.

78  
4<sup>90</sup>  
48  
1<sup>95</sup>  
75  
1<sup>25</sup>  
1<sup>25</sup>  
1<sup>50</sup>

als  
5<sup>90</sup>

5<sup>90</sup>  
11<sup>75</sup>

G

# Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr 2 — Sonntag, 13. Januar 1935

Etwas wünschen  
und verlangen . . . .



Etwas wünschen und verlangen,  
etwas hoffen muß das Herz,  
etwas zu verlieren bangen  
und um etwas fühlen Schmerz.

Deine Lust und deine Wonne  
mußt du an was immer sehn,  
soll vergeblich Mond und Sonne  
nicht an dir vorübergehn.

Gleich von unbegrenztem Sehnen  
wie entfernt von träger Ruh',  
müsse sich mein Leben dehnen  
wie ein Strom dem Meere zu.

Friedr. Rückert.

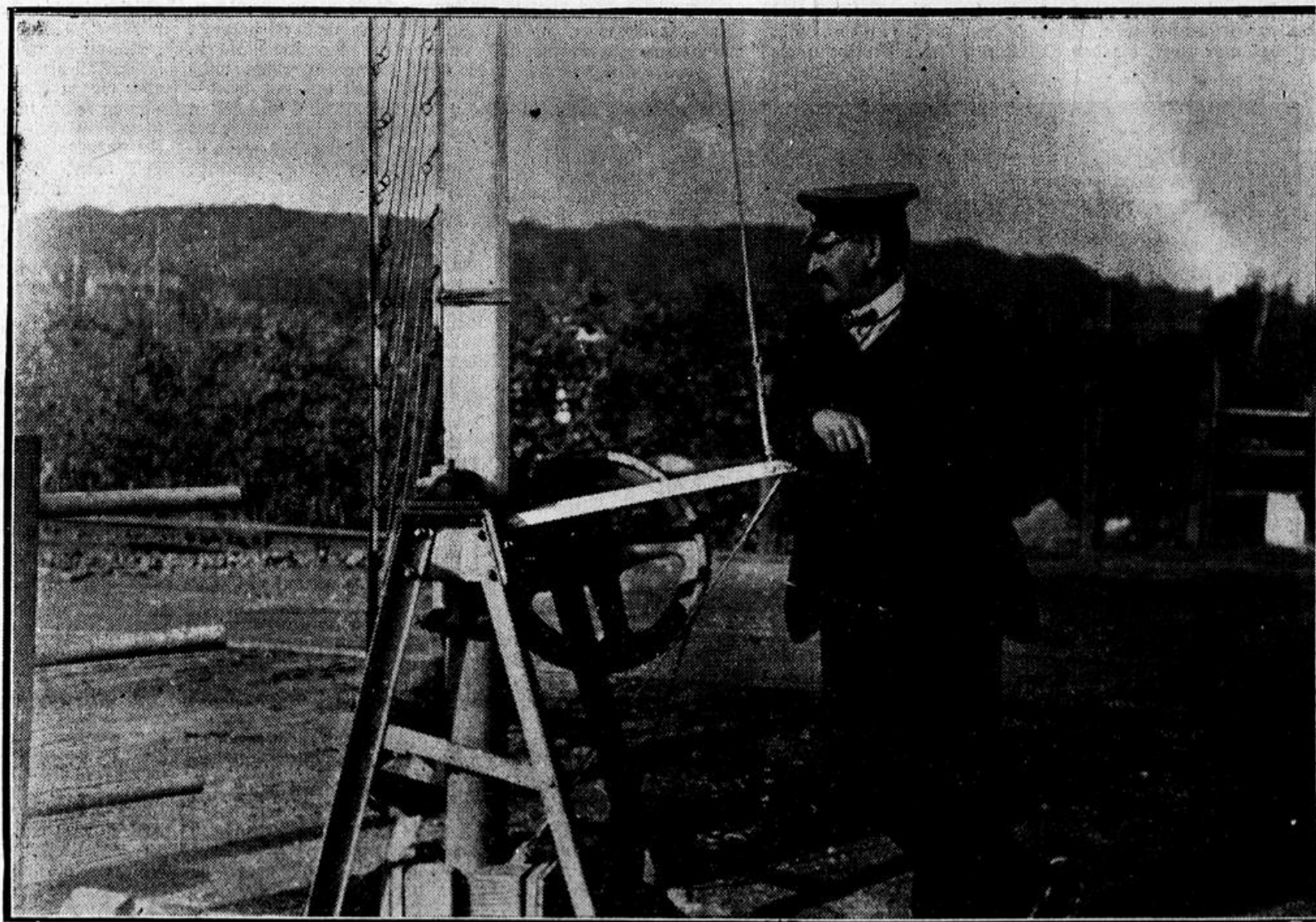


Foto: Dr. Walthar Dietz, Bavaria-Verlag, Gauting vor München

Der Schrankenwärter

## Reisefimmel

Die einen reisen „furchtbar“ gern, anderen ist Reisen eine Qual. Da diese anderen ihren Gram gewöhnlich stumm tragen, so heißt es landläufig, daß Reisen schön sei. Das ist sehr summarisch geurteilt, wie man das gewöhnlich im Leben tut, auch wenn die Dinge ziemlich kompliziert liegen, wie etwa hier.

Der wirkliche Freund des Reisens wird todunglücklich sein, wenn er nicht reisen kann, aber er wird auch nicht eigentlich glücklich, wenigstens nicht zufrieden sein, wenn er reist, sondern in einer Spannung gehalten, die so zwischen Freude und Schmerz vibriert, daß er selbst manchmal nicht weiß, ob es das eine oder das andere ist. Jedenfalls wird er sich zu ihm bekennen, denn es bedeutet ihm einfach Leben, erhöhtes und wacher gelebtes Leben.

Wer könnte von sich sagen, daß er ein ausgereiteter Meister des Reisens sei; er müßte schon ein Meister des Lebens sein. Alle sind sie nur Schüler, und was das Erstaunliche ist, wifbegierige und fast leidenschaftliche Schüler. Was zu einem solchen gehört? Zunächst einmal, daß er nicht unbekümmert einschlafen kann, wenn er Züge in die Nacht rollen hört, daß er gerne Bahnhöfe besucht, auch wenn sie häßlich sind, wie die meisten, und er gar keine Reise vorhat — oder richtiger, er eine Reise im Sinn hat, aber sie nicht ausführen wird — überhaupt, daß er einfach kein Mensch mehr ist, wenn er längere Zeit nicht verreisen kann.

Wer nur das Ziel des Reisens kennt, ist noch ein sehr unvollkommener Schüler in der Kunst des Reisens. Gewiß, das Ziel ist wichtig, daran kann niemand zweifeln, und die Gemütsverfassung des Reisenden ist gewiß eine andere, wenn er in Urlaub fährt, oder wenn das Ziel Beruf und Alltag heißt, aber das Reisen hat doch so viel Eigenwert, daß er auf der Reise in die Ferien fast traurig und auf der Rückreise fast fröhlich sein könnte.

Die Tragik des wirklichen Reisenden ist die, daß er kein blinder Rekordfahrer ist, daß er vielmehr die Schönheit des Verweilens kennt und doch reisen muß. Sie offenbart sich, schon ehe die Reise überhaupt begonnen hat.

Wenn er seinen Koffer packt, also im Begriffe ist, zu verreisen, und er auch dieses oder jenes Buch zwischen die Wäsche steckt — er packt immer Bücher ein, wird aber bestimmt keins während der Reise lesen — dann kann er das Kofferpacken vergessen, zuerst in einem Buch blättern und dann lesen und schließlich sich wünschen, er müßte nicht gerade an diesem Tag reisen, sondern hätte noch Zeit, könnte glücklich verweilen und mit Genuß zu Ende lesen.

Aber er reist natürlich doch. Und er kann noch so gehetzt und knapp den Zug erwischen und noch so müde sein von dem Lesen durch die vergangene Nacht, er wird bald wieder sehr lebendig und wach sein. Mögen die Farben der vorüberrotierenden Felder noch so gedämpft sein, er wird nicht gleichgültig vorbeistreichen. Und sogar mit den Dingen des Zuges feiert er ein Wiedersehen, als seien sie etwas Kostbares. Er liest wie einer, der zum ersten Mal mit der Bahn fährt, die Beschriftungen der Fenster und Wände auf deutsch, französisch und italienisch. „Non sputate nella carrozza“ wird er fast mit Rührung lesen, den fremdländischen Klang wohligh in sich aufnehmen und dabei an Italien und blauen Himmel denken, obwohl das nur die Uebersetzung eines der ungezählten und unsinnigen Ermahnungen in deutschen Landen ist und bekanntlich „Nicht in den Wagen spucken“ heißt.

Er wird auch feststellen, daß alles noch wie früher ist. Die Notbremse ist vorhanden, die leichtsinnig zu gebrauchen unter Strafe verboten ist, Beil und Säge befinden sich noch unter der Glasscheibe in der Wagenwand, ohne daß man davon gleich das Gruseln bekommen müßte, Bahnhoßmissionen bieten freundlich ihren Dienst an, und einige Firmen bringen sich empfehlend in Erinnerung. Viel interessanter aber ist noch — ja das ist eine der Wonnen des Reisens — in den Gängen auf und ab zu

bummeln, zu sehen, unheimlich viel zu sehen, an Menschen und Landschaften, und alles durch ein Fenster abgegrenzt, gleichsam eingerahmt, so daß es auch im Gedächtnis weniger leicht zerfließt.

Aber es gibt auch Qualen, mörderische Qualen des Reisens. Du fährst etwa durch eine Landschaft, die der Nebel ganz mit seiner Verlorenheit zugedeckt hat. Was du siehst, ist ein Stückchen verlassene Weide, hin und wieder ein Zaun oder ein Gartentor, durch das niemand gehen möchte, und einige Schritte weiter ertrinkt die ganze Welt in einem Meer von Grau und Einsamkeit. Dazu kommt das Gleiten des Zuges, so daß du wie kaum je das Vage und Heimatlose des Lebens spürst. Dir gegenüber aber sitzen Menschen, die sich um ihre Anteile in einer Erbschaft streiten. Sie wiederholen ewig dieselben Sätze, versichern immer wieder, daß sie ja nicht mehr wollten, als ihnen nach gutem Recht zustehe, daß die anderen sie aber nicht verständen, und beklagen sich, warum sie dies denn nicht verständen, die Sache sei doch ganz klar so — und es gibt keine Brücke zwischen ihnen. Oder ein anderer, er hat Alkohol getrunken und ist mitteilssam geworden, erzählt dir, dem Fremden, seine Geschichte, keine erfreuliche Geschichte. Er ist mit einem Mädchen gegangen, und als er später herausbekam, daß das Mädchen noch mit einem anderen ging, hat er ihr eine häßliche Szene gemacht, und darüber freut er sich nun boshaft. — Und die Welt ist jetzt schlimmer als nur schweremütig grau, wie die Landschaft draußen.

So schnell findest du nicht mehr in die große Heiterkeit des Reisens zurück. Aber hundert Kilometer kommst du weiter, siehst hundert neue Gesichter, und so kommt sie doch wieder, wenn auch zaghaft und langsam. Vielleicht schämst du dich ihrer, aber das Leben verträgt keinen dauernden Schmerz, und Reisen ist schnelleres Leben, ist schneller und grausamer im Wechsel von traurig und heiter. — Und manche sind ihm verfallen.

W. D.

# Neusser Landstürmer in Kriegsgefangenschaft

Nummer 8

„Captif au rivage du Maure...“ — Fluchtgedanken, aber wohin? — „Spanisch“ für Spanier. — Auch Freundschaft hat ihre Grenzen. — „Wer will in Marokko bleiben?“ — Europa entgegen. — Erinnerung an Studienjahre in Chaumont. — Sandung in Bordeaux. — Gefangenelager Tours. — Beinahe Kultur, beinahe Neuf.

Eines Tages, frühmorgens kam ein langer französischer Kapitän ins Lager und ließ sich die Katholiken vorstellen; aus diesen schied er zunächst die Bayern, dann die anderen Süddeutschen, dann die Rheinländer und Westfalen aus und behielt schließlich die Polen übrig. Denen hielt er in polnischer Sprache eine schöne Ansprache, und die Folge war, daß sich sämtliche Polen für das polnische Lager in Frankreich meldeten; dort sollten sie — wie es hieß — warmgemacht werden für die polnische Legion. Es waren über dreihundert Leute, die abgezogen, fast kein Abschiedswort flog ihnen nach. Die Polen waren nicht warm geworden unter uns. Die Engländer und Österreicher ließen sich auch überreden, in ein reichsländisches Lager zu ziehen. Allseits konnte man es ihnen nicht verdenken; sie kamen wenigstens wieder nach Europa zurück; denn Marokko stand uns allen nachgerade bis oben. Vier Schleswiger hatten wir unter uns, darunter zwei, die das Dänische als ihre Muttersprache

der wir unsern Gleichgesinnten einen landesgemäßen Anstrich geben wollten? Don Komoro y Quintero hat nie wieder geschrieben; nie wieder sollten wir sein erbelebendes Viva Guillermo II. lesen, nie wieder eine Zeitung von ihm erhalten. Er schlug fortan riesige Bogen um die Wasserholer, und unsere Briefe verfaulten unter dem Stein. Ein Trost für uns war es, daß er uns verstanden hatte. Unser Spanisch muß also doch wohl ausgezeichnet gewesen sein.

So floß das Leben unter Arbeit und Zerstreuung dahin. Gesang- und Musikverein sorgten für etwas Abwechslung. Sonntags sang der von einem Vergilischen geleitete vierstimmige Chor das jedem deutschen Sängerbund bekannte, „Das ist der Tag des Herrn“; und das Orchester, das sich zusammenlegte aus vom Schreiner angefertigten viereckigen Geigen und Bratschen, einer Teufelsgeige, einer Anzahl Besenstiele verschiedener Mund- und Ziehharmonikas, und vielen Zigarettenblättern, die über Klämme gezogen wurden und — last but not least — aus der zur Pause beförderten Zinkbadewanne spielte unter der geschickten Leitung des Postkastentanten K. aus Mainz, schaurige Weisen.

Aber all das konnte nicht über den Ueberdruß gegen dieses aus Wüstenland, Flößen, Däusen und Kamelen zusammengelegte Land hinweghelfen. „Na, meinte ein Solinger Kniepschlepper (Meisterhärter), das Marokko es e gotverdammt lang. Mir wie Kamele, Sant on Oefel. Vom mot es ruhige on Water mot es brule höre.“ Und eines Tages, da kam es. Wir hatten schon vor längerer Zeit in der Zeitung gelesen, daß Deutschland Repressalien gegen französische Gefangenen ausübte, und daß beispielsweise die Injassen des Lagers Chdruf (Sachsen) nach Mailan in Kurland verlegt waren, daß dort gerade die französische Elite lag und daß man sich bemühte, die Leute afrikanisch zu behandeln. Auf jeden Fall schrien sie Mord und Brand in ihren Briefen nach Frankreich, und die Wirkung blieb nicht aus. „Ecoutez“ sagte der Herr Leutnant, fragen Sie

ihre Landsleute, wer freiwillig in Marokko bleiben will.“ Der Erfolg war verblüffend. „Nicht einer!“ — „Auch Sie nicht?“ — „Nein, auch ich nicht; ich hab's genau so satt wie die andern.“ „Sie werden's nie wieder so gut haben, wie hier.“ — „In Gottes Namen; ich möchte nach Europa.“ Heimweh nach Frankreich! So eigenartig es klingt, Frankreich war wenigstens Europa, ein Land westlicher Kultur, der Heimat näher. Im September, 1916 ging's los. Zunächst nach Casablanca, dann auf Dred eines schönen Schiffes nach Bordeaux. Der Abschied von den Franzosen war nicht schwer gefallen, wenn man sich auch in den langen Monaten aneinander gewöhnt hatte.

## Zurück nach Frankreich.

Der Dampfer, der uns zurückbrachte, war ein ehemaliges englisches Schiff. Zugleich mit diesem fuhr ein anderes Kriegsgefangenen-Schiff ab, das keine Opfer nach Marseille brachte, während wir unsere alte Route, also auf Bordeaux zu, zurückfuhren. Ein leuchtendes, vielbuntfarbiges Tücherchen von beiden Schiffen, das wir ohne Bedauern schwinden sahen; die Kraber in ihren weißen Turnmäusen, die Kamele und Esel, dann die Häuser und Palmen wurden kleiner und kleiner und gingen unter, ein schmaler Küstenraum und dann nichts mehr. Marokko lag hinter uns, Europa und mit ihm Deutschland, war wieder vor uns. Eines kleinen Zwischenalles aus meiner marokkanischen Zeit muß ich noch gedenken, der mir anheimend hätte verhängnisvoll werden können. Ich saß in der Schreibstube in Nazagan; da tritt ein Chasseur d'Afrique (afrikanischer Jäger) ein, grüßt, ruft er als einen Deutschen (je hi, fa t hin und her und hat schließlich heraus, daß ich in Chaumont am Seminar beschäftigt gewesen war. „Aber, mein Vetter, das ist ja großartig. Ich bin gebürtig aus Chaumont, ich habe dort das Gymnasium besucht, da werden wir eine Anzahl gemeinsamer Bekannter haben.“ Das stellte sich denn nun auch als richtig heraus. Es entspann sich ein langes Gespräch über die Lehrer des Seminars, des Gymnasiums, der Volksschulen, überhaupt über die dortigen Verhältnisse. Mit warmem Händedruck schied mein Chaumontese. Viel später, als ich den Arel schon fast vergessen hatte, erhielt ich durch Indiskretion des ehemaligen französischen Bürochefs, daß die Begegnung mit dem netten Chasseur doch nicht so ganz

## Deutsches Saarland.

Blick auf das 12 000 Einwohner zählende Homburg vom Schloßberg (ehemals Burg und Feste) aus gesehen. Von ihm aus sieht man über den nördlichen Teil des Saargebietes und weit hinein in das Pfälzer Land. Am 13. Januar feiert dieses schöne deutsche Land zurück zum Reich.



Eine Ausstellung von Kriegsgefangenenentwürfen.

Das Modell eines Kriegsgefangenenentwürfs an der Westfront im Museum des Stadtheaters in Berlin. Dort wurde eine Sonderausstellung „Kriegsgefangenenentwürfe in Eibirien“ und „Kriegs- und Zivilgefangenenentwürfe aus Je Longue und der Insel Man“ eröffnet.

erklärt hatten. Sie bekamen dauernd dänische Bücher und Zeitschriften, und als der Tag kam, an dem sie gefragt wurden, ob sie in ein Lager von Gefangenen dänischer Sprache wollten, erklärten sie schon einstimmig: „Nein, wir sind Deutsche!“

Wurde die Dauer bekamen wir das herrliche Land der Mauren alle satt, und wenn wir hoch über uns die Schar von Störchen ihre Kreise ziehen sahen, beneideten wir die schönen Tiere, die eine Gegend verlassen konnten, die ihnen nicht mehr gefiel. Wie gern hätten wir das Land aufgesucht, das sie verlassen hatten und wenn wir uns beim Professor Tienemann in Notizen hätten zurückmelden müssen. Ein nettes Lied aus meiner Schulzeit fiel mir ein:

Captif au rivage du Maure,  
Un guerrier, courbé sous ses fers,  
Disait: Je vous revois encore,  
Oiseaux, ennemis des Nivets,  
(Gefangen an der maurischen Küste,  
Gebeugt unter der Last seiner Ketten,  
Sprach ein Krieger: Ich sehe euch schon wieder  
Ihr Vögel, die ihr den Winter fliehet.)

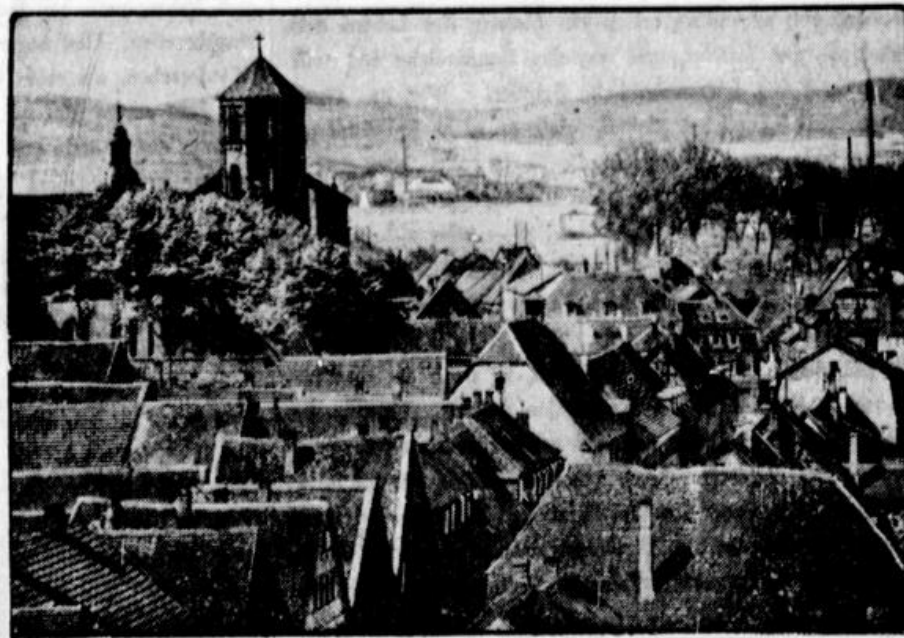
Daß Fluchtgedanken auftauchten, liegt auf der Hand. Aber wenn man fliehen will, muß man sich zunächst fragen: Wohin und dann Wie? Ja, wohin denn? Nach Algerien? Da saßen die Franzosen. In die Sahara? Glatten Bahnhin. Nach Spanisch-Marokko? Verschiedene haben's versucht von Casablanca aus, Spahis jagten hinter ihnen her und brachten die Köpfe allein mit. Pro Kopf 25 Franken Prämie. Die Gefangenen waren eben auf der Flucht erschossen worden. Zwei verurteilten von Nazagan aus. Sie sind bis ins nächste Araberdorf gekommen: 50 Franken Prämie. Diesmal blieben glücklicherweise die Köpfe auf den Schultern. Der Schiff: das hätte gegangen. Durch den „Geisterbeschwörer“ traten wir mit einem Spanier in Beziehung. Der Geisterbeschwörer ging täglich als Wasserholer aus; ein großer Stein in der Nähe der Wasserholer diente als Briefkasten, oder Briefbeschwerer; der Spanier schrieb, wir schrieben, versicherten uns gegenseitig allergrößter Hochachtung und Wertschätzung und, ließen unsere wechselseitigen Regenten hochleben. Der Spanier schrieb stets am Briefschluß: Viva Guillermo II. Viva Alphonso XIII. (Es lebe Wilhelm II. Es lebe Alphonso XIII und wir schrieben umgekehrt: Viva Alphonso XIII. Viva Guillermo II. Das hielten wir für internationale Höflichkeit. Uebrigens kostete so ein Brief gut und gern seine vier Stunden; er wurde mit Hilfe eines Wörterbuchs zusammengebadet ohne die leiseste Spur einer Ahnung von der Grammatik. Der Spanier muß Tränen gelacht haben. Eines Tages aber lachte er nicht mehr, sondern suchte beim Anblick des sonst so beliebten Geisterbeschwörers wild mit den Armen und flüchtete die Augen. Er hatte unsern Brief gelesen und vernommen, daß Feldwebel B. und ich die Absicht hatten, in der ersten regnerischen und stürmischen Nacht im März (1916) auszufliehen; wir kamen zu ihm, er solle uns bis zur Ankunft eines spanischen Dampfers verborgen halten und uns dann an Bord rudern lassen. Wir würden ihm sofort 2 000 Franken überreichen (Das Geld war sichergestellt durch unsere Bekannten im Lager — und weitere 2 000 Franken erhielt er nach der Ankunft in Spanien. Der Brief war ihm sichtlich auf die Nerven geschlagen. Um Gotteswillen! Die Franzosen würden mich erschießen. Nein, nein, und nochmals nein. — Was konnten uns nun die prachtvollen weißen Turnmäuse die der Kompanieinschneider uns genährt hatte, die Babujchen (arabische Pantoffel), der Fes, die braune Farbe nutzen, mit

zufällig gewesen war, sondern daß der Mann eigens von Casablanca geschickt worden war, um mich auszuholen. „Ach, schon wieder mal die alte Spionagegeschichte?“ — „Nein, oder vielmehr nur teilweise; Sie sollten naturalisierter Franzose sein, und wenn sich diese Vermutung als richtig herausgestellt hätte, dann hätte man Sie an die Mauer gestellt. Aber Sie brauchen keine Sorge mehr zu haben; Ihre Personalien sind jetzt völlig klar. Der Chasseur wußte übrigens allerhand von Ihnen.“ „Na, ich bin neugierig.“ „Sie haben in Ch. mit französischen Soldaten und Offizieren verkehrt.“ „Stimmt.“ „Sie haben einen photographischen Apparat bei sich gehabt.“ „Stimmt.“ „Sie haben die ganze Gegend kurz und klein photographiert.“ „Stimmt nur halb.“ „Sie sind mit einem französischen Unteroffizier in die Festung Rangres gefahren.“ „Stimmt schon wieder.“ „Und haben dort Festungswerte photographiert.“ „Stimmt gar nicht.“ „Na ja, man weiß nicht; halten Sie auf jeden Fall die Ohren steif.“ Das habe ich treu getan, bin dann aber wegen Spionage nicht mehr belästigt worden. Vor drei Jahren erfuhr ich erst, wenn der Chasseur die netten Einzelheiten über mich verdrängte. Meinem alten Direktor zur Verfügung gestellt hatte. R. S. B. Der Mann ist tot und begraben, sonst müßte er sich heute noch schämen.... Afrika lag hinter mir, der Dampfer kämpfte sich langsam durch den Atlantischen. Diesmal lagen wir nicht im Zwischenbed, sondern Tag und Nacht auf Deck; man benutzte uns als Aushängeschild für deutsche Unterseeboote, die die Gegend unsicher machten. Am Deck stand auch eine kleine Kanone, der sich kein Gefangener nähern durfte; nachts schliefen die Deutschen direkt darunter. Das Meer war ruhig wie der Rhein, wir hatten keine Seefranken mit Ausnahme von einigen wenigen, die es gar nicht lassen konnten. Vier Tage nur Himmel, und Wasser und Mäusen und gelegentlich die dreieckigen Rüdenflossen von Gaien. Am 4. Tage kam nahe vor der Girondeündung der Lotse an Bord; es hieß, hier wäre das Meer verengt von Minen gegen die U-Boote. Wir landeten in Bordeaux. An geschlossenen Straßenbahnwagen, an denen die Vorhänge zugezogen waren, ging's zum Bahnhof. Von dort mit dem Zug nach Blaye an der Gironde. Material liegt die Tabelle hoch auf einem Felsen. Häuser mit Blumengärten, Vorhänge an den Fenstern geben der Militärstadt eine freundliche Note. Nun, hier mußte es nett sein. Aber wie war's? Eine solche Behandlung hatten wir noch nie angetroffen. Der Kommandant war grauam-streng. Keinen Schritt aus der Baracke ohne französische Begleitung, weder zur Kantine, noch zum Abort. Absolutes Verbot eine andere Baracke überhaupt zu betreten. Und das alles aus Furcht vor dem Ausknäusen. Drei Deutsche hatten gerade einige Tage vor unserer Ankunft eine waghalige Flucht unternommen. Sie hatten sich an einem Seil, das aus Bindfäden zusammengebrocht war, über die Mauer am Felsen hinuntergelassen. Unten stand ein Auto bereit, das sie bis an die Pyrenäen bringen sollte, und dort sollte ein Schmuggler sie über die Grenze bringen. Die Sache hat nicht geklappt; in den Pyrenäen schnappte man sie und brachte sie zurück. Von da ab Verbot Bindfäden zu besitzen. Ich war froh, als es nach einigen Tagen hieß: „Sie und 29 Mann kommen nach Poitiers.“ Das war ja mein altes Lager, dort mußte ich alte Freunde wiedertreffen. Doch es sollte anders kommen. Als wir am Bahnhof Poitiers anlangen, lag dort ein anderer Befehl: Es sollten nur 10 Mann aussteigen; ich mit den übrigen mußte weiter bis Tours.

## Lager Tours.

Na ja, es war eine kleine Enttäuschung: nachher kam doch alles wieder zurecht. In Tours lag fast der ganze Stab meiner ehemaligen Lazarettkameraden; zu meiner Lazarettzeit hatte das Lager noch nicht bestanden, war aber kurz nachher eingerichtet worden. Lager Tours war — gemessen an Soldaten — oder vielmehr Kriegsgefangenenbedürfnissen — muckergütig. Die Baracken waren aus Brettern ohne Nut und Feder zusammengeknagelt, durch die Rippen piffte der Wind, Fußboden war nicht vorhanden. Der kleine Ofen konnte mit dem besten Willen nicht den ganzen Raum wärmen; aber das waren Kleinigkeiten gegenüber dem Luxus, der uns in anderer Beziehung zur Verfügung stand. Zunächst eine reichhaltige Lagerbücherei, die aus mehreren tausend Bänden bestand. Ein leises Bedauern stieg in mir auf, wenn ich an die vielen Bücher dachte, die ich ins Meer hatte werfen müssen, weil ich sie einfach nicht mehr schleppen konnte und weil kein anderer sie mehr mochte. Die Lagerbücherei hatte ich aufgeteilt. Dann ein Friseuralon. Darvohl! Salon! Hellbelegte Wände. Spiegel mit Seifen davor, Kosmetik, Duftfläschchen mit Eau de Cologne, Parfüm de Violette, Parfum de Rose usw. Zeitung gefällig? Mit Halter, bitte. Weißgekleidete Haarkünstler mit Kamus im Lockenkopf. Witt schon, der nächste Herr? Das war Europa, das war Zivilisation, beinahe Kultur, beinahe Neuf.

(Fortsetzung folgt.)



## „Ich küsse die Jugend der Welt!“

Von W. Ebert

Am Sonnabend, dem 1. August 1936, wird zum ersten Male die ehernen Stimme der Olympischen Glode über das Reichssportfeld hallen — der Glode, die mit ihrer Umhüllung „Ich küsse die Jugend der Welt“ zum Symbol der XI. Olympiade gewählt worden ist. Sie wird den Beginn der Olympischen Spiele ankündigen, der ersten, die auf deutschem Boden abgehalten werden. 4000 junge Kämpfer aus 50 verschiedenen Nationen, die Besten der Welt, werden dem Ruf der Glode folgen. Der Geist der Sportlichkeit, die ritterliche Kampfesfreude war stärker als alle politische Sehe. Die besten Sportler der Welt werden nach Deutschland kommen, wie sie nach Athen, Paris oder Los Angeles gekommen sind, um ihre Kräfte einzusetzen zur Ehre ihres Landes, um zu siegen oder ehrenvoll zu unterliegen.

Noch sind es 19 Monate bis zum Beginn der XI. Olympischen Spiele, doch schon steht das ganze deutsche Sportleben im Zeichen der fünf olympischen Ringe. Deutschland weiß die Ehre, Veranstalter und Gastgeber der Olympia zu sein, wohl zu schätzen. Es wird alles daran setzen, die XI. Olympia zu einem Erfolg zu gestalten. Da ist zunächst die Sorge um ein Sportfeld, das alle Voraussetzungen für die Abhaltung der großen Kämpfe und die Möglichkeit zur Aufstellung von Höchstleistungen bietet. Mit einem Kostenaufwand von vier Millionen Mark wird das Stadion in Berlin zu einem idealen Kampfsplatz umgebaut. 80 000 Zuschauer werden die Möglichkeit haben, den Verlauf der Spiele in allen Einzelheiten zu verfolgen.

Während im Stadion die Arbeiten in vollem Gange sind, wird auch draußen bei Döberitz mit Hochdruck gearbeitet und gebaut. Hier erhebt das Olympische Dorf, die Heimstätte der aktiven Teilnehmer während der anstrengenden Kampfwochen. Es ist die oberste Pflicht des gastgebenden Landes, dafür zu sorgen, daß die Kämpfer zwischen den einzelnen Wettkämpfen Ruhe und Erholung finden, daß sie Gelegenheit zu einem letzten Training haben und daß ihnen alles geboten wird, was sie brauchen, um sich in Höchstform zu halten. In der strengen Abgeschlossenheit des Olympischen Dorfes wird jede einzelne Mannschaft so leben können, wie sie es von Hause aus gewohnt ist.

Neben den organisatorischen gehen die sportlichen Vorbereitungen einher. Auf der ersten Olympia, die in Deutschland vor sich geht, haben die deutschen Sportler eine ganz besondere Verantwortung. Die deutschen Farben müssen in Ehren bestehen. Alle Kräfte werden deshalb angepannt; das Können unserer Kämpfer muß auf das überhaupt erreichbare Höchstmaß gesteigert werden. In feierlichem Schwur haben sich die Kämpfer und Kämpferinnen, denen die hohe Ehre zuteil geworden ist, unser Vaterland vertreten zu dürfen, gelobt, alle Kraft für das große Ziel einzusetzen. Nicht um Lohn und Ehre, aus reiner Begeisterung haben die jungen Menschen das Gelöbnis abgelegt, 19 Monate lang ihr ganzes Leben in den Dienst der sportlichen Vorbereitung zu stellen, in strenger Pflückerfüllung auf alles zu verzichten, was ihrer Leistungsfähigkeit irgend abträglich sein könnte.

Der olympische Schwur ist eine Fortsetzung der olympischen Tradition bei den Hellenen. Auch bei ihnen mußte jeder, der an den Kämpfen in Olympia teilnehmen wollte, sich zehn Monate lang ausschließlich auf das große Nationalfest vorbereiten. Wenn wir auch nicht mehr Stadtmauern einreißen und Bildsäulen aufstellen, um die olympischen Sieger zu ehren; der olympische Gedanke hat noch seine alte Kraft. Es ist ein schönes Symbol für das geistige Band, das uns mit dem leibhaftigen Hellas verbindet, daß eine Läuferstaffel das „olympische Feuer“ von Olympia nach Berlin zur Eröffnung der Wettkämpfe tragen wird. 5000 Läufer werden die heilige Flamme von Hand zu Hand geben; die Flamme der Sportbegeisterung, die nach Jahrtausenden so rein als je wieder auferstanden ist.

## Eisspiele

Von Inge Berglund

Welcher Monat im Jahre wäre für Eisspiele besser geeignet, als der Eismonat Januar? Mit Freunden wird zu Spiel und Sport gebraucht, was die Natur uns in der selbstverständlichen Weise bietet, die Eisbahn. Gewiß gibt es auch künstliche Bahnen, die erste wurde 1881 auf einer Ausstellung in Frankfurt a. M. eröffnet, wie es auch künstliche Schwimmbäder mit angewärmtem Wasser gibt, aber ihnen fehlt der natürliche Zauber des organisch gewachsenen. Unter freiem Himmel, bei kalter, klarer Winterluft müssen die Eisspiele ausgetragen werden, wenn sie Freude und Erholung sein sollen.

Der Eislauf mit Schlittschuhen hat in den letzten Jahren einen Grad von Vollkommenheit und Eleganz erreicht, der bei nahe nicht mehr zu überbieten ist. In den elegantesten Bewegungen, gracios und leicht, tanzen die Paare auf einer spiegelglatten Fläche so schön, wie man es selten in einem Ballsaal sieht. Schneeflocken leicht wirbelt die deutsche Meisterin Marie Herber über das Eis, jeder sollte sie einmal gesehen haben.

Im Eishockeyspiel ist Kanada führend. Dieses Mannschaftssportspiel zwischen zwei Parteien, das auf Eisbahnen von Schlittschuhaläufenden Spielern veranstaltet wird, weist die größte Geschwindigkeit aller Sportspiele auf und erfordert größte Gewandtheit an Eislauftechnik und Spieltaktik. Das Eishockey ist eine Art des Fußballspiels auf Eisfeldern von 60 Meter Länge und 25 Meter Breite. Beim englischen „Bandy“ wird mit einem faßtgroßen Ball, beim kanadischen mit einer Scheibe, genannt Puck, aus Korkgummi gespielt. Die Spieldauer beträgt in der Regel zweimal 20 Minuten mit 10 Minuten Pause, bei Meisterhaftskämpfen dreimal 15 Minuten mit je fünf Minuten Pause. Und in diesen wenigen

Minuten steht eine atemlose Fußgängermenge gebannt und folgend ihren Tänzlingen auf dem Eise zu, als hinge ihr Leben davon ab. Ausgewachsene Männer — eingepackt wie die Eskimos und trotzdem starr wie die Hasen — jagen sich um eine kleine, dumme Gummischeibe, und Hunderte, Tausende von Menschen jagen in Gedanken mit. Das Kind im Manne ist erwacht!

Ein schöner, eleganter Sport ist das Eissegeln. Der Segelschlitten besteht aus einem am hinteren Ende meist bootartig gebauten Kreuzplanenbrett, das auf drei Schlittschuhalartigen Rufen ruht, die in der Regel aus Stahl hergestellt sind. Die Führung der Eisjacht entspricht der Führung im Boot. Bei Normalwettren werden Fahrtgeschwindigkeiten von 25 bis 38 Kilometer in der Stunde erreicht. Bei starker Brise, bei der die Jachten schief wie ein Boot liegen, sind schon 100 bis 125 Kilometer Stunden- geschwindigkeit gefahren worden. Beim Schlittschuhalsegeln trägt der Läufer das Segel selbst und stellt es auch nach der Technik des Segelns in den Wind, so daß der Läufer sich immer hinter dem Segel befindet, sich also vom Winde drücken läßt.



## Eishockey muß sein...

... wenn es auch noch nicht zu Schlittschuhen langt

## Vom Bublein auf dem Eis

Von Friedrich Güll

Gefroren hat es heuer  
Noch gar kein festes Eis;  
Das Bublein steht am Reiter  
Und spricht so zu sich leis:  
„Ich will es einmal wagen,  
Das Eis, es muß doch tragen.“ —  
Wer weiß?

Das Bublein kramt und hadet  
Mit seinem Stiefelstein.  
Das Eis auf einmal knacket,  
Und krach! schon bricht's hinein.  
Das Bublein platzt und trabbelt  
Als wie ein Krebs und jappelt  
Mit Schrei'n:

„O helft, ich muß versinken  
In lauter Eis und Schnee!  
O helft, ich muß ertrinken  
Im tiefen, tiefen See!“  
Wär nicht ein Mann gekommen,  
Der sich ein Herz genommen —  
O weh!

Der packt es bei dem Schopfe  
Und zieht es dann heraus,  
Vom Fuße bis zum Kopfe  
Wie eine Wassermaus.  
Das Bublein hat geklopft  
Der Vater hat's geklopft  
Zu Haus.

## Wintertage um Bodensee

Von Wilhelm Schussen.

Draußen weht der Schnee in Schleiert. Ein paar Häuser in nächster Nähe, ein paar kahle Bäume ringen noch mit dem Schicksal, alles andere ist vollkommen ertrunken und in lauter Nebel und milchige Einsamkeit versunken. Die „Seehäfen“ kommen mit Schneeflockenschuhen in den Zug herein, auf dessen patinasiertem Holzboden weg geworfene Streichhölzer und Zigarettenstummel fliegen.

Hier am See liegt der Schnee weniger hoch als einige Stunden weiter landeinwärts. Hungernde Möven sitzen auf den Hafenspähnen, bettelnd schreiend um Brot und lassen sich beinahe aus der Hand füttern. Zoll- und Bahnbeamte stehen gelangweilt am still gewordenen leeren Hafen herum, denn die Dampfer bringen nur wenig Verkehr. Es ist sehr still geworden ringsum. Der Winter streckt große, beschneite, begehrtliche Eisungen weit ins grüngaue Wasser des Sees.

Ein Haus am Wege trägt die Aufschrift „Villa Alpenblick“, ein anderes „Sonnensied“. Aber man sieht jetzt immer weniger, kaum noch einen schmalen Streifen freien Wassers, alles andere ist graue, milchige Endlosigkeit. Vielleicht ist nun auch die Schweiz dort drüben versunken? Warum auch nicht? Es gibt ja nichts Ewiges auf diesem zeitgeborenen Erdenkern.

Im Kurhotel eines kleinen Ortes weiß ich einen Glasalon unmittelbar am See. Dort hält man eine Reihe von Zeitungen. Ich freue mich jetzt schon darauf, und dann werde ich auch lesen, ob Nordach noch steht und was es in Zürich drüben Neues gibt.

Ich wandere auf unberührtem, weichem, weißem Schnee Stundenlang lautlos hart am Seeufer dahin. An der Mündung der Schussen flattern Wildenten in Scharen schreiend in die graue Luft empor. Die Grenzjägerhütte ist leer. Vermischtes Schreibzeug, eine leere Nischenale stehen auf dem fahlen Antisch. Der Zollwächter ist wohl ein Weilschen versperrt gegangen, er hat recht; es ist alles aussichtslos; denn es gibt ja überhaupt keinen See mehr, sondern nur milchnebelnde Endlosigkeit. Aber nach einer kleinen Weile wird nun plötzlich über den fahlen, vertrockneten Röhrichtstrand hinweg auf Kilometer hinaus das Wasser wieder sichtbar; grau, graugrün flutet es und weiter draußen blauschwarz. Er ist immer von neuem schön, dieser einzige Bodensee. Schon haben sich graue Schleier hoch, und schon dämmern auch die Schweizer Vorberge matt und unmerklich herüber. Der See hat zur Zeit wenig Wasser, an manchen Stellen kann man, über große Kieselsteine hinweg, auf beschneitem, trockenem Grund weit dem offenen Wasser entgegenstreiten.

Doch jetzt legt plötzlich harter Wind ein, Schaum fliegt auf dem schwarzen Wasser draußen, und hier am Strand orgelt die Seeluft in den kahlen Pappeln, Erlen und Birken und brast symphonisch im fahlen, dünnen Röhricht. Ein mauernder Nebel weht nach einem tintenschwarzen Bald hinüber. Der blauschwarze See aber wagt immer dämonischer, flüstert, rauscht und brüllt nun ganz merkwürdig. Einen Augenblick lang zwinkert sogar die winterliche Sonne durch Sturmgebölle und wirft einen jäh erblühenden Reien- überseer dem rasenden Neiden zu. Doch ebenso plötzlich, wie er gekommen ist, zer- rinnt das alles wieder. Es schneit und schneit und schneit von neuem. Manchmal schreit noch eine Möwe irgendwo aus dem Schneenebel, flattert noch eine überaus alte Wildente erschreckt in die Höhe.

Ich stapfe immer weiter. Bin ich auch noch auf meinem Strandweg am See? Oder schon auf einer dieser fälschlichen, lauernden Landungen? Ich greife energisch aus, denn es wird Zeit, daß ich ans Ziel komme. Ich freue mich plötzlich wieder auf alle die Zeitungen. Endlich sehe ich müde und durch- froren vor meinem Glasalon und entdecke, daß er den Winter über geschlossen ist. . . . Rikmut schießt mir durch das Gehirn, und unschlüssig lehre ich um. Dann befinde ich eines dieser anheimelnden Seewirtschaftler, wo frisches Waldmoos zwischen den Fenstern grünt, und lege mich an den Esen, zu einem Landsmann, der aus einem Nachtrag kein Bier trinkt. Als der Mann aufbricht, bestelle ich die Zeitung. Die Kellnerin bringt ein Blatt aus der Kasse, ich bedanke mich lächelnd und vertiefe mich darin. . . . Ob wohl Rom noch steht? Und was wohl die Züricher in diesem Winter machen? Und die Nordacher?



# Mit dem Motorrad durch Vorderasien

## Eine abenteuerliche Wüstenfahrt

Von Georg Leichter

(2. Fortsetzung.)

### Der Gegenlag: die deutsche Kolonie!

Es gibt in Haifa auch eine deutsche Kolonie. Netze, muntere Häuschen, meist von kleinen Gärten umgeben, die alle von einem sicheren, geordneten und wohlhabenden Dasein sprechen, als wäre die Not kaum je in das Leben ihrer Bewohner getreten. Die Deutschen Haifas sind jedoch verschlossen und nicht so zugänglich wie die in anderen Gegenden. Man hat den Eindruck, als hätten sie vor ihren eigenen Landsleuten Angst. Jeder neuangekommene Deutsche wird mißtrauisch betrachtet, man scheint ihn zu fürchten, jede Schlechtigkeit zuzutrauen. Man mag wohl auch allen Grund dazu haben. Vielleicht hatte man zu offene Herzen, ein zu vertrauensvolles Gemüt, bis schwere Enttäuschungen zwangen, den neu zugewanderten Landsleuten aus dem Weg zu gehen. — Wie eine Seuche war es in der letzten Zeit über Haifa gekommen: Wanderburschen, Bootfahrer, Karrenschieber und Fackroller, die auf dem Wege durch die Welt sich von Haus zu Haus durchbettelten. Zuerst nahm man sie mit offenen Armen auf. Dann wurden es ihrer zu viele, man verschloß seine Tür und ärgerte sich, daß der dumme, entwürdigende Gedanke, auf solch nutzlose Art sein Brot zu suchen, gerade einem Deutschen eingefallen sei. — Aber nicht nur harmlose Wanderburschen waren es, die von Bettelgrößen lebten, sondern es tauchten auch gewohnheitsmäßige Betrüger auf. Sie gaben sich als Berichterstatter großer, deutscher Zeitungen aus, zeigten einen oder zwei Artikel vor, wobei sie andeuteten, daß sie unter Pseudonymen schrieben, oder es stand tatsächlich ihr Name auf einem kleinen Hintertreppchen. Das unkomplizierte, für die eigenen Landsleute offene Herz der Kolonisten nahm dies alles für bare Münze, und als man nun gar versprach, auch sie in der Presse zu erwähnen, hatten sie eine offene Hand. Es fiel den Schwindlern nicht schwer, den Leichtgläubigen in einem freundschaftlichen Gespräch anzuvertrauen, daß „meine Zeitung“ das Geld statt nach hier an eine andere Stadt geschickt habe. . . . oder aber, man war zu schnell weitergereist. . . . Und bereitwillig öffneten sich die Türen der sonst spärlichen Kolonisten. War das Geld abgegrast, so verschwand der „berühmte Reporter“ eines Tages und mit ihm die Hoffnung, das geborgte Geld jemals wiederzusehen.

Und noch eine dritte Kategorie deutscher Landsleute gibt es, die für das deutsche Völkchen im Ausland eine schwere Schädigung bedeutet. Diese überfluten, sobald ihnen das Geld zur Weiterwanderung ausgegangen ist, die Konsulate und verlangen, auf Staatskosten wieder heimgeschickt zu werden. Gerade Hafenstädte werden von jenen nomadierenden Bettlern am meisten heimgeleitet, aber auch im Inneren des Landes hört man nicht selten den ehrlich und hart um sein Dasein kämpfenden Deutschen über den Spul der Karrenschieber und Fackroller klagen.

### Europa und Asien: zwei Erdteile, zwei Welten

#### Tierquälerei in doppelter Beleuchtung

Damaskus, das Zentrum der geistigen Welt des heutigen Arabers, liegt vor mir. Eben noch war es still um mich. Eine glatte Asphaltstraße dehnte sich scheinbar endlos vor mir. Nur vereinzelt kamen mir Autos entgegen. Und nun — von Menschen überfüllte Straßen, Autos, Stadtbahnen, Pferdebedrohsen, Handkarren, Schulkinder, die den Verkehr regeln. Ein unentwirrbarer Knäuel.

Bald habe ich das Motorrad in einer Garage untergebracht und ein Zimmer gemietet. Und nun wende ich dorthin, wo die moderne Straße mit ihrem bedrückend lauten Verkehr zu Ende ist. Schmale Gassen verlaufen ineinander. Hier kann kein Auto hinein. Nur Menschen gehen eilig ihren Weg, und Eselchen schleppen ihre Lasten. Aber auch Männer und Knaben eilen, unter der Schwere ihrer Tragkörbe leuchtend, dahin. — Dort müht sich ein Esel unter einer Bretterladung, die er zu tragen hat. Hinter ihm geht müde ein in Lumpen gehüllter Eingeborener. Ich wäre achlos an ihnen vorbeigegangen, wenn nicht etwas Außerordentliches sich ereignet hätte. Ein elegant gekleideter Europäer tritt plötzlich an den Mann heran und beginnt, ihn laut zu beschimpfen:

„Wie kannst du, Auswurf eines Menschen, einem Tier solch eine Last aufbürden?! Das ist unwürdig, gottlos!“ Berlegen, mit unterwürfigem Lächeln verbeugt sich der Araber und entschuldigt sich, daß er den häßlichen Anblick dem feinen Fremden nicht habe ersparen können. Im Nu haben sich einige Zuschauer gesammelt. Der Europäer hat eine langatmige Predigt begonnen, während das schwerbeladene Eselchen mit geschlossenen Augen daheißt und vielschweigend darauf wartet, daß es weitergehen soll.

„Ihr seid alle gefühllose Menschen, den Tieren gleich, da ihr so etwas zuläßt.“

Aber da hört man deutlich aus der Menge eine Stimme, die dem Fremden auf Französisch zuruft: „Erfreue dich der Not in eurem eigenen Lande — die Millionen von hungernden Arbeitslosen, und dann kommt zu uns, uns zu belehren!“ . . . Alles ist still geworden. Jeder lächelt unmerklich in sich hinein.

Also auch in diesem Volk beginnt das Selbstbewußtsein zu erwachen, die ersten Vorboten einer neuen Ära. Und wir Europäer tragen auch noch selbst dazu bei, den letzten Rest von Knechtschaft, den die Eingeborenen der weißen Rasse entgegenbringen, zu töten. — Als der Fremde seine Beschimpfungen fortsetzt, verstört niemand mehr sein verlegenes Lächeln. Denn der Araber schämt sich, wenn der andere etwas Dummes tut.

### Soll man schlechter sein als der Araber?

Wütend — Ausrufe! Die Menge wendet sich und läuft wie ein Mann zur nächsten Straßenecke. Dort ist ein Karren, der von einem Pferde gezogen wurde, umgefallen.

Es ist eine sehr ungünstige Stelle: Die Steigung ist stark und das Pflaster sehr schlecht. Alles, was auf der Straße ist, hilft nach Kräften, den Karren wieder aufzurichten. Unser Gelfreier ist auch dabei. Soll man da schlechter sein als der Eingeborene? . . . Auch ich helfe mit. Der Fremde aber steht und schimpft über das ungebildete Volk und über den Tiefstand einer Kultur, die es zuläßt, daß die Straßen so schlecht gebaut sind. . . . Vermutlich schauen die Eingeborenen, daß ich mit angefaßt habe. Viele von ihnen bedanken sich bei mir, trotzdem sie dem Besitzer des Unglücksfalls ganz fremd sind. Für sich aber erwarten sie keinen Dank, denn sie haben ja bloß ihre Menschenpflicht getan, die sie nicht einmal als „Pflicht“, sondern als Selbstverständlichkeit empfinden. — Und weiter schaukelte der Karren, weiter torfelte der schwerbeladene Esel, während der Herr einige Notizen in die Tierquälerei im Orient macht.

Die Dämmerung beginnt. Immer noch wandere ich. Ich habe keine Ruhe. Immer mehr möchte ich vom Leben dieser fremden Menschen sehen. Zu beiden Seiten der Straße ziehen sich kleine Läden hin, ein Laden neben dem anderen. Hier sitzen sie und arbeiten, stellen das soeben fertiggewordene zum Verkauf aus und arbeiten weiter, auf Käufer wartend.

Wie unberührt von westlicher Kultur scheint noch das Leben im Eingeborenenviertel zu sein! Und dennoch beginnt man auch hier schon die Einwirkung des Fremdenverkehrs zu spüren, dieser neugierigen Touristen, die auf der Jagd nach immer neuen Sensationen die Welt überfluten und naserümpfend alles betrachten, was ihnen fremd und unerklärlich erscheint. Bald wird auch hier jedes zweite Wort des Eingeborenen „Badschisch“ sein. Schon

hat der Keim der Fremdenbettelei die besseren Straßen ergriffen, und man beginnt in jedem Europäer seinen arbeitenden und schaffenden Menschen zu erblicken, sondern eine hohle Puppe, die unheimlich viel Geld hat und nicht weiß, was sie damit anfangen soll, die man auch stets überdortellen darf, ja überdortellen muß.

Es wird immer dunkler. Straßenlaternen flammen auf, Fahrzeuge schalten ihre Lichter ein. Auch alle die kleinen Läden werden erleuchtet; einige haben elektrisches Licht, die anderen zünden eine Gaslampe an, in die von Zeit zu Zeit Luft eingepumpt wird.

### Ramadan, der Monat des Fastens . . .

Die Sonne ist untergegangen. Da hört man aus der Ferne einen Kanonenschuß, und in die Menschen kommt Bewegung. Der Arbeiter legt seine Arbeit nieder, der Geschäftsmann klappt seine Kontobücher zu, der Ladenbesitzer verläßt seinen Laden. In einigen Minuten sind die Straßen wie ausgestorben. Was ist geschehen? . . . Es ist Ramadan, der Fastenmonat der Mohammedaner. Im Ramadan darf man erst nach Sonnenuntergang Speise und Trank zu sich nehmen. Der Kanonenschuß zeigt diesen ungeduldig erwarteten Augenblick an. Schon einige Minuten zuvor sieht man diesen oder jenen, in der Hand sein Essen haltend, auf den Kanonenschuß warten. — Nun beleben sich wieder die Straßen. Einige Arbeiter hocken auf dem Bürgersteig, vor sich ihre bescheidene Mahlzeit. Sie reißen Stücke vom Fladenbrot, das neben ihnen auf einem Tuch auf dem staubigen Boden liegt, biegen sie zu kleinen Schaufeln, mit denen sie die Speise ergreifen und die sie zusammen mit dieser verzehren.

(Fortsetzung folgt)

# Lexikon für jedermann

### Amerikas Lebenshaltungskosten verdoppelt

Die Begeisterung der Amerikaner für Roosevelts Wiederaufbauprogramm muß wirklich heroisch sein. Der Wiederaufbau hat das Leben in Amerika nämlich ganz unerhört verteuert. Wir entnehmen einem Brief an den New York Herald folgende Sätze: „Die Mieten für Wohnungen und Einfamilienhäuser sind zur Zeit nur etwa halb so hoch wie 1931. Dies ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die Zahl der amerikanischen Wohnungen und Häuser, die in der Zeit der Prosperität gebaut wurden, außerordentlich hoch ist. Nahrungsmittel und alles, was man sonst zur Lebenshaltung braucht, sind dagegen im Durchschnitt etwa doppelt so hoch wie Anfang 1933. Dies gilt auch für die meisten Bekleidungsgegenstände. Die Löhne sind wohl hier und da gestiegen, die Gehälter wurden aber nicht erhöht, und die Einnahmen aus Vermögen und Ersparnissen sind geradezu katastrophal gesunken. Das Leben ist augenblicklich in Amerika nicht gerade bequem.“ Der Brief zitiert aus einem Bericht des Sachverständigen William Green einen Satz, demzufolge sowohl der durchschnittliche Arbeiter wie der sogenannte besserstellende gezwungen sind, sich mit einem niedrigeren Lebensstandard als früher zufriedenzugeben.

### Sier Millionen am Halsketten

Die amerikanische Millionärin E. L. W. MacLean trägt tatsächlich seit sechs Jahren ständig an einer Halskette den berühmten Hope-Diamanten im Werte von rund vier Millionen Mark. Zum Ueberflus schenkt sie sich auch noch mit Diamanten und Juwelen, die einen Wert von sechs Millionen Mark haben. Naturgemäß steht ständig hinter ihr, wie „News Chronicle“ berichtet, ein langer junger Mann, dessen einzige Beschäftigung es seit Jahren ist, auf die Brillanten seiner Protogebirg aufzupassen. Die amerikanische Millionärin ist allerdings die Erbin eines Vermögens von rund 200 Millionen Mark, und sie empfing den Hope-Diamanten als Geschenk ihres Vaters im Jahre 1909. Der 44,5 Karat große Stein hat wie alle hervorragenden Diamanten eine entsprechende Geschichte. Im 17. Jahrhundert brachte man ihn aus Indien nach Frankreich, wo ihn zuerst Ludwig XI. besaß und später die unglückliche Marie Antoinette. Wie sich das so gehört, müssen alle seine Besitzer vom Unglück verfolgt werden. Marie Antoinette mußte auf Schloß, Sultan Abdul Hamid vom Thron, Mrs. MacLean bezahlte den Besitz mit dem Tode ihres zehnjährigen Jungen, der bei einem Autounfall ums Leben kam. Ihr Gatte selbst vergiftete sich. Mrs. MacLean trägt diesen Diamanten immer offen am Hals samt ihren anderen Juwelen. Sie trug sogar, eifrig bewacht von ihren eigenen und fremden Detektiven, in den Straßen von Moskau ihre Juwelen zur Schau. Niemand wird sie um dieses „Vergnügen“ beneiden.

### Eine Frau leuchtet

Der Präsident der Königlich Akademischen Italiens, der berühmte Erfinder Marconi, hat einen bekannten Arzt beauftragt, eine merkwürdige Erscheinung zu untersuchen, die seit Wochen die gesamte Bevölkerung in Norditalien in Aufregung versetzt. Eine sehr schwer athmalende Frau, die seit einiger Zeit im Spital von Pivano bei Triest bettlägerig ist, hat zur Nachtzeit helle Lichtstrahlen ausgestrahlt, die über der Brust bläulich aufleuchten und sogleich wieder verschwinden. Täuschungsversuche kommen nicht in Frage, die Frau weiß von den Vorgängen nichts. Allgemein nahm man an, daß es sich um Erscheinungen formen hysterischer Art handele. Wie „Stampa“ meldet, hat die ärztliche Untersuchung jetzt ergeben, daß es sich bei der Kranken um eine durchaus normale Person handelt. Die Frau leidet an ab, als ein Mensch betrachtet zu werden, an dem sich irgendein Wunder vollzieht. Die ärztliche Untersuchung hat ergeben, daß es mit den Strahlungserscheinungen keine Richtigkeit hat. Der Körper der Kranken weist nach dem Auftreten der Strahlen

starke Schweißabsonderungen und eine erhöhte Temperatur sowie einen beschleunigten Puls auf. Die näheren Ergebnisse der eingehenden medizinischen Untersuchung sind noch nicht bekannt.

### Affen als Detektive

Bis jetzt kannte man eigentlich nur in der Kriminalgeschichte einige Fälle, in denen Hunde mit dazu beitrugen, Verbrechen aufzuklären, die an ihrem Herrn verübt worden waren. Die „Sunday Times“ schildert uns jetzt aber einen Fall aus Indien, der der Intelligenz der Affen ein hohes Zeugnis ausstellt. Ein reicher indischer Kaufmann, der zwei kleine Affen ständig wie Hunde mit sich führte, und den die Tiere liebten, wurde in der Nähe seiner Heimatstadt von Räubern überfallen, ausgeraubt und verhaftet. Die beiden Affen flüchteten sich auf einen Baum und erlebten alle Phasen des Ueberfalls und der Ermordung mit. Als die aufgeregten und verärgerten Tiere herrenlos in der Nacht zu Hause anlangten, schloß man Verdacht. Familienangehörige riefen die Polizei herbei. Die Affen führten die Polizisten direkt zu dem Ort, wo die Räuber ihren Herrn verhaftet hatten. Sie hatten diesen Ort sogar durch einen kleinen Bambushaufen kenntlich gemacht. Am Tatort selbst gaben die stummen Tiere, die bekanntlich Gesichten außerordentlich schnell nachahmen können, eine so lebhaft und eindrucksvolle Schilderung des Vorgangs des Mordes, daß die Polizei genau den Vorgang rekonstruieren konnte. Die Spuren wiesen in ein nahegelegenes Dorf. Die beiden Affen erkannten augenblicklich die beiden Mörder wieder und fielen über sie her. Die beiden Verbrecher haben sofort ein Geständnis abgelegt.

### Das Buch im Fingerhut

Die Universität Oxford hat soeben, wie „Chicago Daily Tribune“ berichtet, von dem amerikanischen Dichter Henry S. Chamberlin das kleinste Buch der Welt zum Geschenk erhalten. Es ist eine englische Uebersetzung der bedeutendsten Teile des „Kubana von Omar Khayyam“, ein Einband, der in einer nordamerikanischen Druckerei hergestellt wurde. Das Buch, das ganz in rot Maroonleder gebunden ist, ist nur ein vierter Zoll (6 Millimeter hoch und 1/4 Zoll (5 Millimeter) dick. Es wiegt anderthalb Gran (10 Gramm) und enthält 34 Blatt Indiapapier. Eine Seite ist nicht größer als 1/4 Quadrat Zoll (weniger als ein halber Quadratzentimeter). Die Herstellung des Druckbuches war so schwierig, daß man die Typen nur in den Nachmittagsstunden setzen konnte, wenn die Schwingungen, in die das ganze Gebäude durch die Seismaschinen bei Tage gebracht wurden und die durch den Verkehr auf den Straßen verstärkt wurden, in Wegfall kamen. Das Buch ist so winzig, daß es leicht unter einem kleinen Fingerhut Platz hat.

### Das Schwarzheind in Lancashire

Sir Oswald Mosley, der bekannte englische Faschistenführer, begann dieser Tage eine auf drei Monate berechnete Propagandakampagne in den Industriebezirken von Lancashire. Die ersten Versammlungen Mosleys hatten einen starken Zulauf. Der Schwarzheindenführer machte den Arbeitern von Lancashire eine klare Rechnung auf: 11.000 Arbeiter in Lancashire würden wieder Arbeit finden, wenn ausländische Textilien von den örtlichen Krantolonien ferngehalten werden könnten. 25.000 Arbeiter könnten wieder beschäftigt werden, wenn die indischen Zollgrenzen beseitigt werden. 29.000 Arbeiter von Lancashire erhalten eine Stellung, wenn es gelänge, die japanischen Textilfabrikate von Indien und den anderen britischen Kolonien fernzuhalten. Kurzum: Nicht weniger als 65.000 Arbeiter aus Lancashire könnten wieder in die Fabriken zurückkehren, wenn das britische Volk Sir Oswald Mosley unterstützte. Die Frage ist nur, ob das schaffende Volk Großbritanniens für die Argumentation des Schwarzheindenführers gewonnen werden kann.



## Das höfliche Kind

Von Gisela Wieland

Fried und seine kleine Schwester Liesel sind höfliche Naturen. Sie sind gern liebenswürdig und schämen es bei anderen. Kommt Besuch, und außer ihnen beiden ist niemand zu Hause, so sagen sie an der Tür: „Möchten Sie es bitte in Entschuldigung nehmen, aber es ist keiner da. Bloß wir.“ Und später berichten sie den Eltern von der fremden Dame, deren Namen sie nicht angeben können. „Ja, aber wie sah sie denn aus?“ „Schön nicht, aber gut“, sagt Fried ritterlich. So sind sie.

Selbst in verzweifeltsten Fällen lassen sie nicht von dieser angeborenen Gabe.

Liesel hat es kürzlich bewiesen. Sie ist noch so klein, sie darf bei den Eltern schlafen. „Darl“, was heißt darl? Sie muß halt und damit Runtum. Sie schläft es gar nicht übermäßig. Weshalb nicht? — Weil der Papa schnarcht, hauptsächlich.

Schnarchen mitten in der Nacht ist das Furchtbarste, was es gibt. Man wacht davon auf; das Zimmer ist dunkel und alles so still und doch so laut. Manchmal fracht es irgendwo; und Liesel fürchtet sich entsetzt vor Eindringern. Dann rollt vielleicht ein Mäuschen eine Röhre herum, die Liesel beim Spielen unter der Kommode verloren hat. Es könnte aber auch ganz etwas anderes sein — etwas Schreckliches, ein Geipst oder ein Feingelmmännchen, das sie holt, weil sie heute wieder in aller Stille etwas angeht hat, was nur Fried und sie weiß, oder der Fortschrittskönig kommt, ganz nah und eilig.

Am schlimmsten aber ist dies Schnarchen. Ihr kleines Bett schüttelt davon. Ach, du liebe Güte, das kann doch überhaupt nicht der Vater sein! So tut kein Mensch? So tut sogar bestimmt kein Mensch! Es ist der Wolf! Er liegt unter ihrem Bett. Ach, welch entsetzliche Angst sie hat. Sie muß den Papa wecken, es hilft alles nichts, und dabei magt sie es doch kaum, sich zu bewegen, und geschimpft kriegt sie auch gehörig, das weiß sie schon.

Ganz ganz leise klopft sie an seinem Bett, einmal und noch einmal — aber es dauert eine ganze Weile, bis der Papa munter wird, und gleich darauf auch die Mama.

„Papa“, sagt sie, „etwas schnarcht hier entsetzlich — ich habe so Angst, Papa!“ Nun hat er ihr die lange Rede. Liesel hört sie geduldig an, denn wenigstens kann er solange nicht schnarchen. Er schilt sie und sagt „alberne Person“ zu ihr. All das ist Unfuss, was braucht sie sich zu fürchten, wenn doch die Eltern bei ihr sind und sie beschützen. Außer ihnen ist niemand im Zimmer, und das bishen Schnarchen wird sie wohl gütigst entschuldigen — „aber soll ich vielleicht im Rinnstein schlafen...?“

Nein, um Gottes willen nicht! Liesel ist außer sich! Er soll dableiben. Er soll nicht fortgehen. Sie wird mucksumsstill

sein und alles ertragen, wenn er nur nicht in den Rinnstein geht!

„Der Papa schläft schon“, sagt die Mama und „schlaf nun endlich, Kind.“

Liesel versucht es, — leise vor sich hinstuhlend. Aber dann wird es wieder still und das Dunkel ist da, und alles beginnt von vorn. Liesel kann nicht einschlafen, sie kann nicht. Ihre Furcht ist grenzenlos. Das Schnarchen geht wieder los, lauter als zuvor. Diesmal ist es nicht ein Wolf nur, es ist eine Herde. Es klingt...! Nein, sie kann es nicht aushalten! Und von Angst gemartet, fängt sie einen schrecklichen Entschluß! Es muß sein.

„Papa“, schreit sie ganz laut, mit aufgerissenen Augen im Bett sitzend. Und wieder aus dem Schlaf gestört, bereit, tätlich gegen diesen kleinen Teufel vorzugehen, hört er das milde Stimmchen so höflich, als es nur irgend geht.

„Bitte“, sagt es, „bitte, guter Papa, möchtest du nicht doch vielleicht lieber in Rinnstein gehn?“

## Du wünschst Glück.

Ein bayerischer Bauernschwank,

erzählt von Karl Hohmeyer.

Es war ein Jahr, da Wielen und Kornfelder reiche Frucht getragen hatten. Die Schneiderbäuerin von Geissenheim hatte den Heuboden so gestopft voll von Winterfutter, daß der Vorrat von ihrer einzigen Viele nicht aufzutreiben war. Im Frühjahr würde es frisches Gras geben. Was sollte man da mit dem Ueberfluß? Schon längst hätte

## Glück

Um einen Trunk hat mich zur Nacht mein Kind —  
Mein wilder Kamerad in Spiel und Scherzen.  
Sein Stimmchen bettelte so warm und lind —  
Und reiche Liebe strömte mir vom Herzen:

Es schaute groß und still mich an beim Trinken —  
Und gab verschwiegene Dank, indem es nahm.  
Und schien in meinen Anblick zu versinken. —  
Als trank es mit, was mir vom Herzen kam

Ernst.

die wadere Bäuerin ihren kleinen Viehstand gern ein bißchen vergrößert gesehen. So beschloß sie bei sich, noch eine Geiß anzuschaffen. Das Geld hatte sich zusammen, und die Milch der „Abrahamstuh“ würde sie recht gut brauchen können. Also schickte sie ihren Christian an einem schönen Samstag, als nicht zu viele Schneidersarbeit auf Erledigung wartete, über Land, nach Poppelreuth, allwo eine gute Milchziege zum Verkauf feil stehen sollte.

Der Schneider nahm gehoramt seine Beine unter den Arm und trabte zum benachbarten Ort, machte auch richtig das Haus mit der Milchgeiß ausfindig, hielt das Tier für stattlich und preiswert, handelte ein paar Mark von der geforderten Summe ab und machte sich mit seiner neuen Hausgenossin auf den Heimweg. Es war bei der fortgeschrittenen Jahreszeit nicht gerade ein heißer Tag, aber des Geissenheimer Schneiders Beine waren daran gewöhnt, daheim vom Tisch zu hängen. Die drei Stunden Wegs hatten den mageren Mann recht schaffens müde gemacht. Und als er heimwandelte auf halbem Wege an der Straße ein Wirtshaus sah, konnte er der Verlockung zu kurzer Rast nicht widerstehen. Hatte er nicht ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht? Einen Trunk und ein paar frische Brezeln konnte er sich schon gönnen. So stellte er seine Geiß im Wirtshaus unter, trat ein und hatte die erste frische Rast auch bald geleert.

Der Wirt zeigte sich als umgänglicher Mann, fragte teilnahmsvoll nach dem Wohler und Wohin und wußte den Ruhmesworten des Schneiders über seinen trefflichen Handel ein überaus aufmerksamer Zuhörer zu sein. Kurzum, der ersten Rast folgte die zweite, die dritte und bald auch noch die vierte. Der Wirt aber war ein Spaßvogel und ging unbemerkt hinunter, um die Geiß mit einem Bod aus seinem eigenen Stall zu vertauschen. Die beiden Tiere mochten einander entfernt ähnlich sehen, außerdem dämmerte es schon, wie der Schneider aufbrach, und mit seinen vier Eitern Vier im trunkenen Leibe hätte der Geissenheimer Meister wohl sogar ein Kalb für seine Geiß nach Hause geführt.

Bei einbrechender Nacht kam er an, brachte das Tier in den Stall, ertastete im Dunkeln, daß in der Kasse schon reichlich Heu aufgesteckt war, und stieg die Treppe hinauf, um sich neben der schon fest schlummernden Frau Schneiderin ins Bett zu stellen.

Beim ersten Morgendämmern aber erwachte sie, und ihr erstes Vorhaben war, sich am Anblick der neuen Geiß zu freuen. „Ach herrje! Da machte sie nun doch große Sache! Hinaufrennen und den Schneider aus den Federn holen, war für die zornige Frau das Wert von Minuten.“

„Einen Bod?“ haunte der Schneider,

und wor sein Gesicht in dem Augenblick sah, wußte, daß es kein Scherz war, was er angedeutet hatte. Aber so sehr er sich auch den Schlaf und die Vierschwere aus den Augen rieb, er konnte nichts Geissenhaftes an dem Tier entdecken. Da muß mir der Poppelreuther Bauer einen Streich gespielt haben, bedachte er sich voll Mut. Und er ließ sich's nicht zweimal sagen, daß er nur das Dorf mit seinem Bod verlassen sollte, ehe die Nachbarn wach wurden und die Geschichte ruchbar machten. Als es daheim zum ersten Mal zur Kirche läutete, war der Schneiderbauer schon wieder bei dem Wirtshaus angelangt. „Nun, was ist mit der Geiß?“ rief ihm der Wirt, der unter der Tür stand, schon von weitem zu und kriegte die Geschichte des schmachvollen Betruges sogleich zu hören.

Es blieb nicht bei der Rast, es wurden daraus vier und fünf. Und als der Schneider aufbrach, um seine erbitterten Neben endlich nach Poppelreuth zu bringen, da merkte er natürlich die zweite Verwechslung, die der Wirt indeß schon vorgenommen hatte, nicht. Es fiel ihm auch nicht auf, daß sein Tier, heute früh noch widerpenig und störrisch und faum vom Fleck zu bringen, jetzt so brav und widerstandlos hinter seinem Herrn hertrabte.

In voller Fahrt kam er bei dem Poppelreuther Bauern an. Es ging auf Mittag, die Kirche war schon zu Ende, und die Männer standen in Gruppen vor den Postoren herum. „Was ist denn mit der Geiß?“ fragte der frühere Herr des Tieres, und alle Nachbarn, die von dem Handel längt wußten, machten große Augen. „Mit der Geiß?“ begann der Schneider weitend seine Rede, da wurde er plötzlich unterbrochen. Das Tier begann, den gewohnten Stall witternd, zu springen und zu hupfen, und zeigte dabei ein so prachtvolles, ungemohntes Euter, daß an seinen guten Milchgeiß-Eigenschaften gar nicht mehr zu zweifeln war. „Mit der Geiß“, begann sich der Schneider, „ach, das ist weiter nichts, ein ganz hinterhältiger Ausreißer ist sie halt, hat sich losgerissen und mich bis vor Poppelreuth geholt. Na, und weil ich doch einmal da bin, so wollt ich nur sagen, daß meine Alte mit dem Geschäft zufrieden ist...“

Er wandte sich zum Heimweg, nicht ohne bei den wadernen Poppelreuthern noch einen tüchtigen Trunk Hausbieres versucht zu haben. Um das Wirtshaus an der Straße schlug er einen großen Bogen, und als die Geiß, vermeintend, daß heute dort wieder eingelehrt würde, ein paar Schritte darauf zu machte, erhielt sie einen ordentlichen Knuff in die Rippen. Es war der einzige Schlag von ihrem neuen Herrn. Denn er und die Frau Schneiderin waren mit dem guten Tier immer höchst zufrieden. Er hätte es den Poppelreuther Lumpen ordentlich bejodert, erzählte der Schneider daheim.

## 1935 - Jahr der Wunder?

Die Empfangsfeierlichkeiten sind nun vorüber. 1935, das nagelneue, das von Jugend und Neuheit blinkende Jahr, ist eingezogen. Mit Jubelgeschrei und Salut-schüssen haben wir es begrüßt, Ströme von Alkohol haben wir zu seinen Ehren geopfert. In all unserer Begeisterung haben wir gar nicht bemerkt, daß das neue Jährchen sich nicht im mindesten bei unseren Ovationen aufgehoben hat. Während wir noch da standen und unser Profil brüllten, machte es sich unbetrt auf den Weg und ließ mit jedem seiner kleinen Schritte ein Stückchen Zukunft in die Vergangenheit zurückfallen. Neue Jahre sind so. Sie dienen dem Fortschritt und haben keine Zeit, sich aufzuhalten.

Fortschritt... ja, dem Fortschritt haben auch wir uns verschrieben. Und was erwarten wir nicht alles von 1935! Pläne soll er reifen, Träume soll es Wirklichkeit werden lassen. Einer der großen Erfinder unserer Zeit, der berühmte Guglielmo Marconi, hat es kürzlich ausgesprochen: 1935 wird das Jahr der Wunder werden. Wunder? — Wenn wir Menschen des 20. Jahrhunderts von Wundern sprechen, dann denken wir an die allmächtige Zauberin, die uns schon so viele Wunder bejodert hat: die Technik. Sehen wir uns um in ihrem Reich...

Da ist Marconi, der „Vater der elektrischen Wellen“. Er hat versprochen, daß er uns im kommenden Jahr das praktische Fernsehen über unbegrenzte Entfernungen schenken wird. Mit Gedankenstrahlen sollen auf ultrakurzen Wellen die Bilder über die Ozeane fliegen, von New York nach Rom.

von Berlin nach Chicago. Ob er sein Versprechen erfüllen wird?

Weiter noch greifen die Pläne seines Landsmanns, des Professors Calligari, ins Unerforschte, noch wunderbarer sind die Perspektiven, die er uns eröffnet. Auch Professor Calligari ist ein Forscher in der Wunderwelt der Strahlungen. Die unsichtbaren, magischen Wellen, die das menschliche Gehirn ausstrahlt, hat er zu seinem Spezialstudium gemacht. Er hat einen Weg gefunden, die Strahlungen des Gehirns zu verstärken, genau wie man die Sendeleistung einer Radiostation verstärken kann.

Aber auch andere Wellen sind noch zu erobern. Billionen Sterne glimmern am Himmel, Billionen Welten schweben im Kosmos, ewig und unerreichbar. Ueberwältigt von der Majestät des Weltalls, flieht selbst der Gedanke wieder in den Bannkreis unserer Erde zurück. Doch da ist in Amerika der bekannte Raketenforscher Professor Goddard. In jahrelanger Arbeit hat er seine Weltraumrakete geschaffen, die als erstes Geschöß die Anziehungskraft der Erde überwinden soll. Im Frühjahr wird sie starten, der erste Bote menschlichen Geistes an unsere Nachbarn im Kosmos.

Neuland sind auch die eifigen Zonen der Stratosphäre. Wiley Post, der einäugige Indianerflieger aus Oklahoma, will im kommenden Jahr einen entscheidenden Vorstoß in diese Fahrtrasse der Zukunft unternehmen. In 12 000 Meter Höhe will er mit seinem Rekordflugzeug „Winnie Rae“ rund um die Erde rasen, mit 500, 600 Kilometer Stundengeschwindigkeit. Der Raush der Schnelligkeit wird neue Triumphe feiern — in der Luft und auf der Erde. Leutnant Angello, oder einer der andern Teufelskerle aus der „Schule der Geschwindigkeiten“ am Gardasee, wird noch schneller durch die Luft rasen, vielleicht 725, vielleicht 750 Kilometer; Major Campbell, „der schnellste Mann der Welt“, wird mit seinem neuesten Ueberrennwagen noch näher an die phantastische 500-Kilometer-Grenze heranrücken, und „Karratich“ werden die von ihnen selbst aufgestellten Rekorde wieder ins Wackeln bringen. Dies alles und vieles andere soll geschehen, bevor die Erde ihre Jahresbahn um die Sonne vollendet hat, bevor ein neues Jahr uns neue Wunderhoffnung schenkt.



# WRACK VOR CRAVERLEY

Roman in 24 Stunden ♦ Von Jefferson Farjeon



(21. Fortsetzung.)

„Ich will dies tun“, sagte De Lorm. „Ich möchte aber meine Geschichte vor allen Damen und Herren erzählen, die so eifrig und uneigennützig mitgeholfen haben, die Geheimnisse vom Mermaid aufzuklären. Nachdem sie solange unsere Helfer gewesen sind, haben sie ein Recht darauf, die Hintergründe des Stückes kennen zu lernen, in dem sie mitwirkten.“

Das Zimmer füllte sich rasch. Hintereinander traten Beryl, Brandy, Miss Fyne, Morley und Guy Haines ein. Allgemeine Spannung lag über dem Raum.

Seston stellte ihnen De Lorm in aller Form vor. Brandy schob seine Arme in die Luft, als wollte er müllern. Dann ging er mit männlich festem Schritt auf De Lorm zu und streckte ihm die Hand entgegen. „Sie hatten recht, Mr. De Lorm. Ich war ein Esel. Sogar ein dummer Esel. Gerade Sie wollten ich in die besseren Jagdgebiete befördern.“

De Lorm schüttelte ihm die Hand. „Es trifft Sie keine Schuld, Mr. Brandy. Ich hätte vor allem — er verbeugte sich gegen Beryl — „das Lösungswort wissen müssen.“

Leonard hat die Anwesenden, Blaz zu nehmen. „Bitte, lieber Morley, hier ist noch ein Stuhl für dich.“ „Danke“, sagte sein Freund. „Ich bin eben im Begriff abzureisen. Ich bin ja, wie du weißt, nur deinetwegen im Mermaid geblieben. Die Erzählung Mr. De Lorms interessiert mich natürlich außerordentlich. Mr. De Lorm, gestatten Sie, daß ich Ihnen mein Kompliment mache. Sie haben die Sache verdammt schlau eingefädelt.“

De Lorm wehrte bescheiden ab.

„Meine Damen und Herren“, begann er, „ich muß eine kleine Vorgeschichte vorausschicken. Vor ungefähr einem kleinen Dampfer der M. I. Microft-Schiffahrtsgesellschaft, der bei meiner Gesellschaft ziemlich hoch versichert war. Die Untersuchung ergab, daß das Schiff im Sturm gescheitert war. Da kein Verdacht vorlag, nahm unsere Gesellschaft keinen Anstand, die Versicherungssumme auszuzahlen, obgleich das Schiff, ein alter Kasten, reichlich überversichert war. Die Microft-Gesellschaft ist eine Gründung jüngeren Datums.“

„Wer sind die Finanziers der Gesellschaft?“ fragte Morley.

„Anschließend war Microft der Hauptteilhaber des Unternehmens.“ antwortete De Lorm.

„Vor acht Tagen meldete die Gesellschaft einen neuen Schadenanspruch an. Diesmal handelte es sich um den Dampfer „Britannia“, gleichfalls ein Schiff alter Herkunft, das vor kurzem neu hergerichtet worden war.“

Der Direktor der Liverpooler Versicherungs-A.G. kam nun die Sache nicht gehener vor und unser erster Protokollist, Mr. Seston, beauftragte mich, in der Umgebung der Unglücksstelle diskrete Nachforschungen anzustellen. Ich hielt es für angebracht, meinen wahren Namen zu verheimlichen, um so mehr, als Mr. Microft — angeblich zur Erholung — mit seinem Sekretär nach Lunnon abgereist war. Ich zog es daher vor, nicht nach Lunnon, sondern nach Craverley Point zu gehen und mich im Mermaid-Hotel einzunestieren.

Leider ließ ich mir eine Unterlassung zuschulden kommen, die Mr. Fyne, dem Hotelier, verhängnisvoll werden sollte. Ich hatte nämlich vergessen, in London anzugeben, daß man mir die Post unter meinem Pseudonym Gribble zusenden solle. Ich war deshalb genötigt, Mr. Fyne zu bitten, mir alle an De Lorm adressierten Briefe anzuhändigen. Ich will Mr. Fyne keinen Vorwurf daraus machen, daß er mißtraulich wurde. Er hatte das richtige Gefühl, daß die Sache irgendeinen Haken habe. Einen Fehler beging er aber, als er den Kellner Luigi beauftragte, mich zu beobachten. Am gleichen Tag war Fyne auch verschwunden.

Der Inspektor fiel ihm ins Wort. „Wie erklären Sie sich, Mr. De Lorm, daß Luigi behauptete, Sie wären mit ihm im Bunde gewesen?“

„Luigi hat die Dinge ein bißchen durcheinander gebracht. Und das mit Absicht. Er wollte den wirklichen Anstifter, der sich offenbar noch in Freiheit befand, nicht verraten. Von seinem Standpunkt aus kann man das verstehen. Der eigentliche Verbrecher hätte schließlich Mittel und Wege gefunden, den Kellner, obgleich er sich schon in den Händen der Polizei befand, seinem Vorgänger Anderson nachfolgen zu lassen. In seiner Verzweiflung versuchte Luigi, mich in die Affäre hineinzuziehen. Es war gar nicht so ungeschickt von ihm, mich in Verdacht zu bringen — auf diese Weise lenkte er im entscheidenden Moment die Polizei vom wahren Täter ab und veranlaßte sie, zwecklos ihre Zeit an mich zu verschwenden.“

„Smith hat also auch Anderson ermordet?“ fragte Seston.

„Vielleicht Smith“, fuhr De Lorm fort. „Jedenfalls war es er, der mit Hilfe seines Komplizen Joe den Hotelier unschädlich machte, um zu verhindern, daß ich ihn etwa darüber aufkläre, daß sich sein Verdacht in einer falschen Richtung bewege.“

„Da dürfen Sie auch in erster Gefahr geschweigt haben“, sagte Morley. „Hat man nicht versucht, Sie selbst aus dem Wege zu räumen?“

„Mich selbst befehle zu schaffen“, entgegnete De Lorm, „war aussichtslos, denn erstens war ich verdammt auf der Hut und zweitens mußten die Kerle fürchten, daß ich zur Polizei gehörte und daß mein Verschwinden ihnen ganz Scotland Yard auf den Hals gehen würde. Sie lockten Fyne auf das Wrack und betäubten ihn dort. Bei einer meiner Exkursionen auf das Schiff hörte ich ihn hinter einer Kabinentür atmen.“

Beryl und Seston blinzelten einander an. „Woher wußten Sie, daß es Fyne war?“ fragte Leonard.

„Damals kam niemand anderer in Frage.“

„So nahe waren wir also dem Armen“, sagte Beryl zu Seston, „und doch konnten wir ihm nicht helfen.“

„Sie waren auch die allerdings unschuldige Ursache, daß man Fyne wieder vom Schiff entfernte und in die Hütte Soes brachte“, erwiderte De Lorm.

„Und warum haben Sie“, fragte der Inspektor, „nicht sofort dafür gesorgt, daß Fyne befreit wird?“

De Lorm wusch der Frage aus. „Ich werde darauf noch später zu sprechen kommen. Heute nacht brachte man den Hotelier in die Hütte Soes Moyle.“

„Wer ist Moyle?“ fragte Brandy.

„Joe Moyle ist ein alter Bekannter von Scotland Yard. Er hat sich vor einiger Zeit gewissermaßen ins Privatleben zurückgezogen und lebte anscheinend als friedlicher Kleinrentner. Hütte und Motorboot dienten aber weniger dem Angellust, als verschiedenen Ausflügen in die Umgebung, wobei den Häusern wohlhabender Leute unerwartete Besuche abgestattet wurden. Joe Moyle, der auf eine rühmliche Vergangenheit als Einbrecher zurückblicken kann, war mit Smith vom Zuchthaus her befreundet. Es ist daher nicht verwunderlich, daß Smith auf die Idee kam, die „Britannia“ gerade bei Craverley Point untergehen zu lassen.“



„Wie kamen Sie überhaupt auf die Idee, Smith und Moyle ins Auge zu fassen?“ fragte Root.

„Die Anregung danke ich zum Teil Ihnen, Mr. Root, zum Teil eigener Ueberlegung. Ich wußte, daß Sie Joe Moyles Haus hatten durchsuchen lassen. Es handelte sich also um einen zweifelhaften Kunden. Ich wußte auch, daß Smith der Kapitän der „Britannia“ war. Was hatte er nach dem Scheitern seines Schiffes — statt nach Liverpool zurückzukehren — am Strande von Craverley Point zu suchen? Warum hatte er bei Moyle sein Quartier aufgeschlagen? Welchem Zweck dienten seine nächtlichen Besuche in Begleitung Moyles auf dem Wrack? Die beiden mußten also ein dunkles Geschäft vorhaben. Ich depechierte nach Scotland Yard und erhielt über Smith und Joe die verlangte Auskunft.“

„Und wer ist der dritte Verbrecher, der sich Mirronneau nannte?“ fragte Root.

„Mirronneau spielt eine traurige Rolle in dem Drama“, erwiderte De Lorm. „Mr. Seston. . . wenn Sie die Freundlichkeit hätten. . .“

Seston verließ das Zimmer.

Schwiegend wartete das ungewöhnliche Auditorium. Man hörte Seston die Treppe hinaufsteigen, er schloß seine Zimmertür auf. Schritte kamen wieder die Stiegen herab. Seston trat ein — hinter ihm der Mann mit dem dunkelbraunen Bart.

„Mr. Mirronneau“, stellte ihn De Lorm vor, „der Sekretär des Schiffseigentümers M. I. Microft.“

XXXIV.

Verirrte Koffer

Mirronneau machte einen kläglichen Eindruck. Mit leerem Ausdruck sah er über die Gesellschaft. Dann setzte er sich gefügig auf einen Stuhl, den ihm De Lorm hinstellte. De Lorm sprach zu Mirronneau wie zu einem kranken Kind, aber der Franzose antwortete mit keiner Silbe.

„Der arme Mirronneau, mit dem sich Dr. Darley bereits befaßt hat, ist seelisch und geistig zerrüttet. Er hat Furchtbares erlebt. Der Tod seines Chefs hat ihn stark hergenommen. . . Ich begann mich um ihn zu kümmern, als ich merkte, daß er aus Lunnon nach Craverley gekommen war, um Fyne zu sprechen. In Lunnon wohnte ja der Reeder Microft. Mirronneau hatte mit Fyne heimliche Zusammenkünfte. Ich beobachtete Fyne an dem Tage, da er verschwand, denn ich wußte, daß Mirronneau an der kleinen Badebucht auf ihn wartete. Fyne verabschiedete sich von seiner Tochter und. . .“

„Ging mein Vater dann auf sein Zimmer?“ fragte Jessica.

„Nur für einen Augenblick, um es sofort wieder zu verlassen. Dann ging er zum Strand hinunter, wohin ich ihm dank der Dunkelheit unauffällig folgen konnte. Ich sah, wie Mirronneau dem Hotelier in ein Boot half und mit ihm zum Wrack ruderte.“

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

„Also war Mirronneau an dem Ueberfall auf Fyne beteiligt?“ fragte Root.

„Das möchte ich nicht sagen“, entgegnete De Lorm. „Ich bin sogar überzeugt, daß er von den Absichten seines Auftraggebers keine Ahnung hatte.“

„Was hat Fyne überhaupt veranlaßt, mit Mirronneau zum Wrack zu rudern?“ fragte Brandy.

„Mirronneau hatte von Microft den Auftrag, den Hotelier zu bitten, ihn auf das Schiff zu begleiten, da irgend etwas auf dem Wrack nicht in Ordnung zu sein schien. Fyne erklärte sich ohne weiteres bereit, denn er hoffte, so endlich über die unerklärliche Beunruhigung, die in der letzten Zeit über dem Mermaid lastete, Klarheit zu gewinnen. Es ist verständlich, daß die Ruderfahrt, um jedes Aufsehen zu vermeiden, für die Nacht angelegt wurde.“

Nachdem Fyne und Mirronneau vom Land abgestoßen waren, suchte ich nach einem Boot. Ich fand eines in einer der Grotten, die ich tagsüber durchsucht hatte. Ich ruderte zum Wrack und wartete hinter den großen Klippen. Nach einiger Zeit fuhr ein Boot zum Ufer zurück. Darin saßen Smith und Joe. Neben ihnen war bewußtlos der Mann mit dem Bart — Mirronneau.

Ich bestieg das Schiff und hörte den betäubten Fyne hinter der Kabinentür atmen. Und nun, Inspektor, werden Sie begreifen, warum ich Mr. Fyne damals noch nicht befreien konnte. Hätte ich die sofortige Befreiung Fynes veranlaßt, wäre ich unfehlbar zum Mörder Mirroneaus geworden. . .“

Der Franzose sah verstört auf.

„Ja“, sagte De Lorm, indem er seinen Blick über die erkannten Gesichter seines Publikums wandern ließ, „so bald Joe und Smith entdeckt hätten, daß Fyne befreit war, hätten sie sicherlich Mirronneau sofort umgebracht, um einen Verrat ihres unfreiwilligen Helfers unmöglich zu machen. Daneben wiegt die Tatsache geringer, daß ich ja die wahre Ursache des Scheiterns aufdecken wollte und die Verbrecher nicht warnen durfte. Ich fand aber etwas anderes noch. . .“

„Ich verstehe noch immer nicht“, sagte Seston, „welches Interesse die Kerle hatten, Fyne verschwinden zu lassen.“

„Sie waren vorsichtig. Luigi hatte ihnen verraten, daß ich einen falschen Namen angegeben hatte. Sie vermuteten sofort, daß ich etwas mit der Polizei zu tun habe. Möglicherweise hatte Fyne über das Wrack seine Beobachtungen gemacht, möglicherweise konnte er mir interessante Mitteilungen über seine Gäste machen — jedenfalls war es gut, ihm den Mund zu stopfen. . .“

„Ueber seine Gäste?“ rief Brandy beleidigt. „Satten Sie uns denn im Verdacht?“

„Ich spreche ja nur gewissermaßen hypothetisch“, beruhigte ihn De Lorm.

„Und was fanden Sie noch?“ fragte Root ungeduldig.

„Ich fand auf dem Schiff ein künstliches Led“, erwiderte De Lorm. „Das Schiff war auf einer Klippe aufgelaufen. . . Aber außerdem fand ich noch ein Loch in der Schiffswand, das, wie ein Fachmann auf den ersten Blick sehen konnte, mit Absicht gebohrt worden war, offenbar von dem vorzitzelhaften Kapitän Smith. Nachträglich war es wieder verstopft worden. Es war also nicht schwer, den Zusammenhang zu erraten. Der Kapitän wollte das Schiff untergehen lassen, aber der Sturm war ihm zuvor gekommen und hatte das Schiff gegen die Klippe getrieben. Der Plan der Betrüger war also mißglückt, denn die Untersuchungskommission hätte ja das künstliche Led finden müssen. Smith bemühte sich zwar, die Spuren des Verbrechens zu verwischen, aber das eindringende Wasser hielt ihn von der Vollenbung seines Vorhabens ab. Ich hatte das Gefühl, daß die Kerle mich gesehen hatten und Verdacht schöpften. . .“

„Deshalb wollten sie also das Schiff mit Dynamit in die Luft sprengen!“ sagte Root.

„Gestern Abend“, fuhr De Lorm fort, „brachten sie Fyne vom Wrack in die Hütte, während sie die Leiche Microfts und Mirronneau auf das Schiff schleppten. Mirronneau sollte neben dem Toten erwachen und so vollständig den Verstand verlieren. Der Besuch Mr. Sestons und Mr. Brandys ermöglichte es ihm aber, zu fliehen.“

„Und warum, Mr. De Lorm, sperrten sie Mirronneau nicht einfach auf dem Wrack ein?“ fragte Morley.

„Siehe Mr. Morley“, antwortete De Lorm, „ich bin ja schließlich kein Zauberer, der alles, was die Leute im Schilde führen, ahnen kann. Ich nehme an, daß sie Mirronneau aus einem besonderen Grund in der Nähe des Hotels halten wollten. Vielleicht sollte er unter Umständen gegen Microft ausgespielt werden. . . Heute nacht, als ich mich wieder in der Nähe des Wracks aufhielt, brachten Smith und Joe außer der Leiche noch eine zweite Last an Bord.“

„Noch eine andere Last?“ fragte der Inspektor.

„Ja, eben das Dynamit. Als sie fortgerudert waren, lag ich aufs Schiff, fand das Dynamit und wurde dabei von Ihnen, verehrter Inspektor, überrascht. Wie wir dann aus den Gesprächen der Verbrecher entnehmen konnten, wollten sie noch Fyne an Bord bringen, um das Wrack in die Luft fliegen zu lassen.“

„Warum, bei allen Teufeln, haben die Kerle Microft umgebracht?“ fragte der unermüdbare Inspektor. „Er war doch ihr Auftraggeber und hatte den ganzen Schwindel angezettelt.“

(Fortsetzung folgt.)

# Tonnenband umband beim Barbier.

Von Adalbert Schöding.

Man hat so seine Last mit seinem Barbier. Jedesmal, wenn ich mich rasieren lasse, versucht er mir etwas anzubringen — flüssige Haarcreme, köstliches Wasser, Zahnbürsten oder Gummischwämme. Immerhin, es geht noch. Mein Freund Emil hat einen Barbier, der noch viel schlimmer sein soll.

Dafür hat meiner aber etwas, was Emil seiner nicht hat: nämlich die Telefonierkrankheit.

Weiß der Teufel, wie das kommt! Jedesmal, wenn ich mich behandeln lassen will, rasiert die verdammte Quastelstippe, und der Barbier stürzt an den Apparat. Die Götter mögen ahnen, was für dringende Sachen er zu erledigen hat — ich für meinen Teil habe den Verdacht, daß es sich einfach um ein schönes Mädchen handelt. Kurzlich jedenfalls bekam ich den Beweis in die Hand, indem ich — aber nicht vorgreifen, immer hübsch der Reihe nach erzählen:

Es war also an einem Sonnabendvormittag, als ich in die Barbierstube kam.

„Rasieren, Herr Schöding?“ fragte der Meister.

Ich nickte stumm und ließ mich in den Drehstuhl nieder. Der Mann tat warmes Wasser in das Schälchen, bestrich den Pinsel mit Rasiercreme und seifte mich ein.

Dann griff er zum Messer, um es am Lederriemen zu streichen.

In diesem Augenblick klingelte das Telefon.

Der Barbier legte das Messer weg und hob den Hörer ab.

Gepannt blickte ich ihm zu. Ich sah, wie sich seine Züge immer mehr aufstellten, seine Miene wurde immer heiterer, und endlich fing er stürmisch an zu lachen. Offensichtlich wurde von der Gegenseite ein guter Witz zum besten gegeben.

Ich blickte auf die Uhr. Jetzt telefonierte er bereits sieben Minuten. Der Seifenschäum im Gesicht war bereits kalt geworden.

„Sagen Sie mal...“ begann ich, aber da legte er schon auf und seifte mich zum zweiten Male ein. Wieder dieselbe Prozedur, wieder der Griff zum Messer — und wieder rasierte der verdammte Köntstler!

Es war zum Wildwerden! Was hatte der blödsinnige Kerl eigentlich immer zu reden?

Auf einmal schnappte ich einen Satz auf. „Aha, da hatten wir’s: Es war doch ein Mädchen!“ Ich hörte ganz deutlich, wie er sagte: „Sie haben etwas vergessen, Fräulein Wilma?“

Das macht gar nichts — nein, nein, Sie stören mich nicht im geringsten, ich habe Zeit!“

Na, so eine Frechheit war mir denn doch noch nicht vorgekommen! Der Kerl hatte Zeit, und ich sah hier mit eingeseiften Händen im Drehstuhl und durfte auf seine Kellameischelber an den Wänden kichern.

Er bemerkte meinen wütenden Blick, legte einen Augenblick den Hörer beiseite und eilte kurz herbei: „Illustrierte der Herr gefällig?“

„Nein“, brüllte ich ihn an, „ich will rasiert werden, verstanden?“

„Gewiß, der Herr!“ Er murmelte noch einige Worte in den Apparat und legte dann mit leicht gekränkter Miene den Hörer auf.

Wieder begann die Prozedur von vorn, und wieder ergriff er das Messer. Diesmal hatte er sogar schon zum Schaben angefangen, als der Deubelsfackel wieder raselte.

Sichtlich blaß legte der Barbier das Messer auf den Tisch und mebelte sich am Apparat.

„Fräulein Wilma?“ hörte ich ihn rufen. „Da, was gibt’s?“

Ob wir uns heute Abend treffen können? Aber ja, großartig! Ich bin punkt sieben Uhr an der Normaluhr und bringe Ihnen auch ein schönes Geschenk mit! Ja, ja — also Punkt sieben, Fräulein Wilma!“ Und damit legte er auf. Offenichtlich ahnte er bereits Unheil.

Aber es war schon zu spät. Ich hatte mir bereits den Seifenschäum aus dem Gesicht gewischt, den Hut angezogen und die Tür erreicht.

„Aber, Herr Schöding, ich bitte sehr...“ rief der Barbier hinterher.

„Tut mir leid“, gab ich zurück, „habe keine Zeit mehr jetzt!“

„Kommen Sie denn wenigstens wieder?“ jammerte angstvoll der Vacktraser.

„Danke!“, sagte ich mit Nachdruck, „ich komme wieder!“

Ich kam auch wieder. Und zwar am selben Tage. Es war anderthalb Minuten vor sieben und der Barbier stand in seiner Stube und zupfte ein prächtiges Blumenbündel zu-

recht als ich plötzlich in die Tür trat, mich in den ersten Sessel fallen ließ, und dem Barbier, dem sich vor Schreck die Haare sträubten, sagte:

„So — nun will ich rasiert werden, die Haare geschneitten haben, Kopfhaut, Trocken mit Seife, Gesichtsmassage und Fingernagelpolitur. Also los...“

## Pünktlich warst du zu fassen.

Fortsetzung von Christian Andersen.

„Meine Herren, es gibt keinen so ausgefuchsten Geschäftsmann, der nicht noch gelegentlich etwas zulehnen könnte.“ Ueberlegen sah Kapitän Kröger sich im Kreise umher, die Herren am Stammtisch nickten zustimmend.

„Ja“, warf der alte Kapitän Breckwold ein, „verdienen ist manchmal nicht schwer, sein Geld nach Hause kriegen schon schwieriger.“

Kapitän Kröger lachte laut und dröhnend auf. „Nicht zuviel Wasser!“ rief er dem mit seinem Grogglas enteulenden Melner nach, dann zu der Tischgesellschaft gewandt: „Meine Herren, Sie haben das schwierigste Problem angegriffen, das es überhaupt im Wirtschaftsleben gibt. Sie wissen, ich verfehle bei jeder Segelstellung Fahrt zu machen, trotzdem habe ich erfahren, daß es Zufälle gibt, wo man am Ende seiner Weisheit ist, und habe Menschen gekannt, die sich trotz allem zu helfen wußten.“

Vorige Reise bekam ich einen neuen zweiten Steuermann an Bord, er hieß Pumeit, kamnte aus dem Baltikum, hatte kleine Schlitzen, einen pfiffigen Gesichtsausdruck und litt an einer gewissen Blumpvertraulichkeit. Er war ein tüchtiger Kerl, in keiner Sache kleinlich, so daß ich oft bremsen mußte, um meine Reedererei vor allzu großen Unkosten zu schützen.

Pumeit erzählte mir, ein Japaner in Roje schulde ihm schon seit Jahren eine größere Geldsumme, und er gedachte diese während unseres Aufenthaltes im dortigen Hafen einzulassieren.

„Herr Pumeit“, sagte ich, „Sie kennen die anzügliche Bemerkung in der Heiligen Schrift über das Kamel, das durch ein Nadelohr gehen soll — weiter will ich nichts gesagt haben.“ Pumeit fragte sich hinter dem Ohr.

Wir kamen in Roje an. Pumeit befand sich in meiner Nähe, als die Ladungsschoner an Bord kamen. Plötzlich räumte er mir zu: „Herr Kapitän, eben kommt der Scheder, der mit die sechshundert Yen für Zigaretten schuldet, über das Fallreep an Bord.“

Nachmittags, als der Erste Steuermann in meiner Vertretung an Land war, kam Pumeit mit jämmerlichem Gesicht zu mir und bat um den Schlüssel zum Apothekerschrank.

„Recht Ihnen etwas, Pumeit?“ fragte ich.

„Mir ist gar nicht wohl im Leib, Herr Kapitän.“

„Sie wollen ein Abführmittel?“

„Ja, so ein paar Kalomelpulver, Herr Kapitän.“

„Mensch, Sie sind wohl ganz des Teufels?“ fuhr ich auf.

„Ein halbes Pulver genügt für den verstorbenen Sünder, ein ganzes für einen Dänen.“

„Zwei genügen für mich“, antwortete Pumeit mit einfältigem Gesicht. Ich gab ihm zwei Kalomelpulver nebst einigen guten Ratschlägen und fragte so nebenbei, ob er sein Geld schon bekommen habe? Er verneinte.

Einige Zeit später ging ich wie zufällig an dem Ladebüro vorbei und sah eine angebrochene Flasche Bier neben zwei vollen Gläsern auf dem Tisch stehen. Pumeit war an Deck und rebete gerade den Scheder an, beide gingen darauf in das Ladebüro und tranken. Plötzlich verzog sich das Gesicht des Scheders zu einer kläglichen Grimasse, er streckte einer gewissen Tür zu, Pumeit folgte und drehte von außen den Schlüssel herum.

Ich ging in Deckung, um die weitere Entwicklung der Angelegenheit zu beobachten. Pumeit trat jetzt an das Bullauge, das nach Deck zu öffnete, heran. „Kamifasi“, flötete er in den mildesten Tönen, „kennst Du mich, weißt Du, noch vom Dampfer Sefam her?“

„Ja, ja“, wimmerte es drinnen.

Pumeit hielt ein Papier an das Bullauge: „Kamifasi, kennst Du diesen Schuldschein?“

„Ja, ja“, erneutes Stöhnen.

„Willst du ehrlich Deinen Verpflichtungen nachkommen?“ fragte Pumeit mit listigem Augenzwinkern. „Ich gebe Dir so viel Zeit, wie Du brauchst, um es zu überlegen“, setzte er gutmütig hinzu.

„Ja, ja, alles“, wimmerte Kamifasi.

„Geld wirst du ja nicht haben, Kamifasi, vielleicht aber Kredit?“

„Ja, gut Kredit, viel Kredit.“

„Kamifasi, ich brauche Porzellan. Hier ist eine Geschäftskarte der Firma Surija. Schreibe auf die Rückseite, die Leute sollen mit einem Boot voll guter Sachen an Bord kommen, Du wirst für alles aufkommen.“ Kamifasi in seinem Jammer schrieb, wie verlangt wurde. Er hatte in diesem Augenblick sein Todesurteil unterschrieben.

Innerhalb einer Stunde war der Porzellanhändler an Bord. Pumeit suchte sich für neunstündigen Yen Porzellan, Bronzen und Elfenbeinschnitzereien aus, handelte bis auf sechshundert



Wolken, Eis und Wind.

Ein stimmungsvolles Bild vom Giseqeln auf einem der schönen masurenischen Seen.

Ven herunter, ließ die Sachen nach seiner Kabine bringen, schloß die Türe ab und sagte zu dem Händler: „Der Herr dadrinnen bezahlt alles.“ Damit deutete er auf die bewußte Türe und ließ den Porzellanmann durch das Bullauge hineingehen.

Jetzt entspann sich ein japanisches Gespräch, das wir nicht verstanden, eine Einigung wurde aber erzielt. Der Händler stellte ein Schriftstück aus, reichte es dem jammernden Kamifasi; dieser legte sein Zeichen darunter, und das Geschäft war in Ordnung. Zur Voricht ließ Pumeit sich von dem Händler eine doppelte Ausfertigung der quittierten Rechnung geben.

Pumeit schien noch etwas zu überlegen, er trat an das Bullauge heran und sagte: „Kamifasi, mein guter, ehrlicher Freund, mir fällt noch die kleine Angelegenheit der Zinsregulierung ein. Ich will nicht kleinlich sein, ich lade mich noch ein Service für vierhundertzwanzig Personen aus. Dann lassen wir die Sache unter den Tisch fallen. Bist Du einverstanden, Kamifasi?“

„Alles, alles, nur heraus und fort!“ barnte der Kermtse.

Pumeit suchte umständlich ein Servioe aus, Kamifasi unter-schrieb auch diese Rechnung, darauf schüttete der Porzellanhändler auffällig eilig und fuhr an Land zurück. Ehe Pumeit die Signung seines Geschäftsfreundes aufhob, streifte er mit einem Blick den Porzellanlegen und stellte fest, daß er nur ein Service für achtzehn Personen bekommen hatte.

Recht muß Recht bleiben, sagte sich Pumeit, nahm die quittierte Rechnung und reichte sie Kamifasi. Dieser nahm sie gierig: „Setze Dich mit dem Händler auf Deine Art auseinander!“ kröste Pumeit, drehte den Schlüssel um, eine Zammergestalt wankte heraus und strebte dem Fallreep zu.

Meine Herrn“, Kapitän Kröger sah sich im Kreise um, „hat mein zweiter Offizier Pumeit das Problem der Schuldenregulierung nicht vorbildlich gelöst? Ein guter Geschäftsmann muß auch ein guter Eintreiber sein und trotzdem bei seiner Kund-schaft einen Stein im Brett behalten.“

## Es gibt immer Männer.

Eine Erzählung aus dem Norden Kanadas.  
von Edmund C a f e l l i.

Donny B. Johns, Sergeant der Kanadischen Polizei, erreichte die Goldgräberriedlung am Kupferminenfluß mitten im Winter. Er hatte eine Schlittenreise von fast dreihundert Meilen hinter sich, und seit seinem Ausbruch von Fort Rae am Großen Eklavensee waren volle zwei Monate unter entsetzlichen Strapazen vergangen.

Man hatte Johns im Fort Rae dringend genug abgeraten, im Winter ein solches Wagnis zu unternehmen. Er hatte gesagt: „Ich bringe es nicht fertig, hier zu sitzen mit dem verdammten Gedanken, daß Elliot, der Vankräuber von Vancouver, in diesem Nestchen am Kupferminenfluß haust und es sich alles, in allem recht gut sein läßt. Ich gehe hin und werde ihn im Frühjahr mitbringen!“

Vielleicht hat er diesen Entschluß im Verlaufe seiner Reise oft genug verwünscht. Aber er verwünschte ihn noch mehr, als er an seinem Ziele anlangte, denn Donny B. Johns fuhr geradewegs in eine Falle! Er kam mitten am Tage an, aber nur in einer einzigen Hütte schien Feuer zu brennen, alle anderen Schornsteine ließen keine Spur von Rauch erkennen. Kein Schlittenhund bellte, als Johns mit seinem abgetriebenen und dezimierten Geßpann eintraf, keine Tür öffnete sich, das Nest schien ausgestorben zu sein.

Aber es verhielt sich in Wirklichkeit noch schlimmer. Copperfield war nicht ausgestorben, sondern erst im Begriff, es zu tun. Er zählte neunundzwanzig Einwohner, ausschließlich Männer, und achtundzwanzig von ihnen lagen auf den Tod danieder. S t o r b u t! Die Leute hausten in ihren Hütten und hatten kaum die Kraft, zu ihren Mahlzeiten Feuer zu machen. Der Proviant war knapp, vor allem aber falsch zusammengestellt.

Nur ein einziger Mann war gesund, obwohl auch er nichts von diesen Mitteln besaß. Er hieß Morgan, ein dürrer, kleines Männchen, zahlos, zah, mit einer sichernden Stimme und beweglichen, scheuen Augen. Von ihm erfuhr Johns, wie es um die Siedlung stiehe und daß Elliot in einem der letzten Wodhäuser genau so auf den Tod darniederliege wie die anderen.

Elliot sah in der Tat schrecklich aus. Der Storbute hatte ihn mit unzähligen kleinen, eiternden Wundergüssen unmitte-bar unter der Haut gezeichnet, seine Zähne hingen lose in den Kiefern, sein Zahnfleisch war schwarz. Er klagte über brennende Schmerzen im Kopf. Es war ganz klar, daß er den Winter nicht überleben konnte, wenn er nicht sachmännisch behandelt würde. Aber hatte der Sergeant ein Recht, einem Verbrecher von seinem auch nur kleinen Bestand an Medikamenten abzugeben, um ihn für den elektrischen Stuhl zu retten, während in der Siedlung siebenundzwanzig ordentliche Männer langsam zugrunde gingen?

Donny B. Johns, verbrachte drei Tage in der Siedlung. Aber in diesen drei Tagen erlebte er etwas Merkwürdiges. „Johns“, sagte nämlich Elliot am Abend des zweiten Tages, als der Sergeant an seinem Lager lag, „ich weiß, daß Sie gekommen sind, um mich zu holen. Ich denke nicht einmal schlecht davon, und ich würde mitgehen, wenn ich könnte. Aber Sie sehen ja, wie es — mit mir steht, Johns! Sie können ruhig abfahren und den Leuten in Fort Rae sagen, daß ich meinen Lohn für den Vankraub in Vancouver bekommen hätte. Aber, Sergeant, es ist noch etwas anderes hier los! Morgan, der Gelunde, hat in seiner Hütte mehr Mulbeeren und Kartoffel-ertrakt, als hundert Storbute frunkte verbrauchen können! Fragen Sie mir und ihm eine Kugel durch den Kopf, dann ist Ihre Aufgabe gelöst und die Kolonie gerettet!“

Johns sprang auf. Es war klar, daß er den Vorschlag des kranken Verbrechers nicht ausführen durfte, aber wenigstens glaubte er jetzt plötzlich selbst, daß Morgan nicht etwa in seinen Muskeln soviel Frischsalz aufgespeichert hielt, um dem Storbute zu entgehen! Er lief los und stürzte in Morgans Hütte. Der Alte sah hinter einer abgehakten Bibel und lächelte, als der Sergeant eintrat. „Morgan, rufen Sie das Zeug heraus, ich weiß, daß Sie genug davon haben, um die andern zu retten!“ Morgan lächelte. Er fand die ruhigsten Worte, um Johns zu sagen, daß er vollkommen im Arctum sei. Er schloß mit den Worten: „Gott, dem er durch eifriges Lesen der Bibel diene, bewahre ihn vor der Krankheit!“

Der Sergeant schlug die Tür hinter sich zu und ging wieder zu Elliot. „Er sagt, er hat auch nichts!“ berichtete er dem Kranken. Dann warf er sich auf sein Lager und schlief nach vielem Grübeln über seine verfluchte Lage schließlich ein.

Mitten in der Nacht weckten ihn zwei Schüsse! Er fuhr auf, er machte Licht, das Lager des Kranken war leer! Er lief zu Morgans Hütte und sah Licht. Er trat die Tür auf und stolperte über Morgans Leiche. Und Elliot lag neben dem Ofen und grub mit einem kleinen Spaten unter der Verdräht herum!

Der Sergeant richtete den Lauf seines Revolvers auf den Arbeitenden. „Helfen Sie mir halt dessen!“ röchelte der Kranke. Er zog ein Bündel hervor und riß es aus. Es enthielt alle Medi-kamente, an deren Mangel die Siedlung zugrunde zu gehen drohte! „Dieser schenkeilige Schuft!“ iachte Johns und warf jetzt erst einen Blick in das Gesicht Elliots. Was war mit dem Manne los? Elliot taumelte, Johns fing ihn auf und sah, daß er aus der Brust blutete. „Morgans letzter Versuch, sein Zeug zu verteidigen!“ röhnte der Kranke.

Elliot, der Vankräuber von Vancouver und der Retter von siebenundzwanzig Männern am Kupferminenfluß, farb eine halbe Stunde später. Um die gleiche Zeit nahmen die Leute die erste Medizin gegen den Storbute ein. Und eine Stunde, nachdem das gechehen war, schickte der Sergeant Donny B. Johns seine Schlittenhunde an und machte sich auf den drei-hundert Meilen weiten Weg, zurück nach Fort Rae.



Der Charakterkopf, den kein Deutscher jemals vergessen wird: Reichspräsident von Hindenburg —

# Doppelgänger!

Der Mensch und sein zweites Ich — Spiel des Zufalls oder Naturgesetz? — Hat jeder einen oder gar mehrere Doppelgänger?



— und der Mann, der als sein Doppelgänger bekannt wurde:

Es ist eine gespenstische Vorstellung, daß der Mensch in irgendeinem, vom Zufall oder Geschick bestimmten Augenblick urplötzlich sich selbst gegenübersteht — sich selbst oder einem Ebenbild, das ihm zum Verwechseln gleicht: seinem Doppelgänger! Schon das Spiegelbild vermag ja vielen Menschen ausgesprochenes Unbehagen zu bereiten. Es scheint, daß viele Leute mit sich selbst auf keinem allzu freundschaftlichen Fuß stehen, sonst könnte sie ein intensives, längeres „Augen-in-Auge“ mit dem eigenen Ich nicht so sehr verwirren und beunruhigen. Man erinnere sich auch daran, wie wenige Tiere ihr Spiegelbild ertragen —

Um wieviel überraschender und sinnverwirrender muß nun die Begegnung mit einem Doppelgänger sein! Man kennt sich ja zumeist ausreichend, um den hohen Grad der Übereinstimmung in Gesichtsbildung und Gestalt, in Bewegung und Ausdruck sofort zu erfassen und mit herzlopfender Neugier und ein wenig — Angst festzustellen: Das zweite Ich! Was den Privatmenschen schon fesselt, hat in ungleich höherem Maße von jeher die Phantasie des Künstlers gereizt und beflügelt und die exakte Wissenschaft wie die Forscher in aller Welt beschäftigt. Wie steht es nun, wissenschaftlich gesehen, um das interessante Problem des Doppelgängertums?

Verbüßt uns häufig die überraschende Ähnlichkeit der äußeren Erscheinung, so ist doch noch weitaus interessanter die Frage, wie weit zwei Menschen, die einander an Gestalt und Erscheinung wie Zwillinge ähneln, auch eine innere, eine seelische und charakterliche Übereinstimmung aufweisen. Und hier hat sich vor allem in jüngerer Zeit die Forschung bemüht, Klarheit zu schaffen. Diese Forschung ist insofern heute erleichtert, als namhafte Wissenschaftler feststellen konnten, daß unendlich viel mehr Doppelgänger in der Welt herumlaufen, als bislang angenommen wurde. Ja, man geht stellenweise sogar so weit, zu behaupten, daß jeder Mensch irgendwo seinen Doppelgänger besitzt. Er kann in Australien leben so gut wie im Nachbarort. Und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß ein Mensch mehr als einen Doppelgänger hat, daß gleiche Gestalt und ähnliche Gesichtszüge mehreren Menschen verliehen sind!

Wir sind nur gewöhnt, die Doppelgänger von Persönlichkeiten im Bilde kennen zu lernen, die im öffentlichen Leben stehen. Sie, deren Züge allgemein bekannt sind, brauchen nicht so lange auf das Auftauchen



Der echte und der falsche Prinz Der Prinz of Wales, der englische Thronfolger, hat einen Doppelgänger in New York. Es ist Antonio di Salvo (rechts), ein aus Palermo gebürtiger Schneider, der entschlossen ist, von seiner verblüffenden Ähnlichkeit mit dem Prinzen of Wales „seinen Gebrauch“ zu machen. Als Presseleute ihn darauf aufmerksam machten, überlegte er ein Weilchen und erklärte dann: „Bitte, ziehen Sie mich nicht zu Filmen, Photographien und sonstwelchem Unfug heran. Ich habe Frau und zwei Kinder und will sie auf anständige Weise durchbringen. Mag das Leben der mitleidigen Prinzen schon schwer sein, das der falschen ist meist katastrophal...“

Herr Jacob Süss aus Bad Kreuznach in Bayern. Er wanderte 1886 nach England aus, um in London eine Konditorei zu gründen. Am 15. Juni 1915 wurde er von den Engländern interniert und kehrte im Jahre 1917 nach Kreuznach zurück.

ihres Doppelgängers zu warten, wie gewöhnliche Sterbliche, an deren äußerer Erscheinung die Allgemeinheit kein gesteigertes Interesse nimmt. Um so überraschender ist die Erkenntnis, daß wir alle einen oder mehrere Doppelgänger besitzen und ihnen, wenn das Schicksal es so will, eines Tages gegenüberstehen können, wie in einem phantastischen Roman...

Welcher ist der Duce?



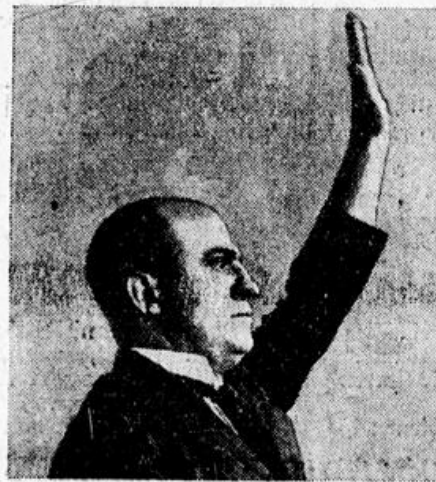
Was aber das Problem des seelischen Doppelgängertums betrifft, also die charakterliche Übereinstimmung zweier Menschen, die einander äußerlich gleichen, so kommt aus Amerika die wissenschaftliche Erkenntnis: unter hundert Erscheinungen von Doppelgängertum gibt es nur sechs, bei denen eine solche innere Übereinstimmung festgestellt werden kann, die sich zumeist auch in einer Ähnlichkeit des Lebensstils und der Berufswahl ausdrückt. Man hat drüben, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten, durch öffentliche Aufrufe mehr als dreitausend Doppelgängerpaare festgestellt und wissenschaftlich untersucht. Und, wie gesagt, von hundert Paaren konnten nur sechs als das gelten, was wir, in Anlehnung an Dichtung und eigene Vorstellung, als eigentliche Doppelgänger bezeichnen möchten: Menschen, die eine verblüffende Ähnlichkeit in körperlicher wie seelischer Beziehung aufweisen!

Alle übrigen Fälle beschränken sich auf zum Teil recht überraschende, aber doch nur



äußerliche Ähnlichkeiten. Aber auch hier hat die Wissenschaft eine neue Erkenntnis den bisherigen Feststellungen hinzugefügt: Man soll, wenn sich die Forschungen der amerikanischen Wissenschaftler bestätigen, dabei nicht mehr ausschließlich von einem „Spiel des Zufalls“, einer „Laune der Natur“ sprechen können. Es verhält sich vielmehr so, daß alle diese Doppelgänger, wenn man ihre Stammbäume bis auf viele Jahrhunderte zurückführt, aus der gleichen Familienwurzel stammen und daß durch ein besonderes Zusammentreffen zum gleichen Zeitpunkt zwei Menschen des ähnlichen Aussehens auf der Welt leben, während andere Erdbürger vielleicht vor hundert Jahren einen vollkommenen „Doppelgänger“ hatten oder in einigen Jahrzehnten erst haben werden.

Wir kommen damit zu dem Ergebnis, daß die „Verwandtschaft“ der Bevölkerung unserer Erde weitaus größer und näher ist, als wir uns gemeinlich vorstellen. Die Wurzeln der Familien mögen in einem anderen Erdteil liegen und die Schöpfung in alle Welt hinausgetrieben sein. Daraus erklärt es sich, daß der Mensch



Der Mann, der das faschistische Italien begründete und mit ungewöhnlicher Tatkraft ein verfallendes Reich in einen neuzeitlichen Staat von Weltgeltung verwandelte: Benito Mussolini (links) — und ein Zuerbäder aus Pisa, das vollendete Ebenbild des Duce (oben). Dieser Doppelgänger ist ein leidenschaftlicher Anhänger Mussolinis und hat nicht nur Gestalt und Gesichtszüge seines großen Vorbildes, sondern auch dessen starken, energischen Ausdruck.

so verhältnismäßig selten seinem Doppelgänger begegnet und daß diesen Begegnungen stets der Charakter des Außergewöhnlichen, Phantastischen oder Fiktionellen anhaftet. Der gesamte Fragenkomplex ist jedenfalls interessant genug, um sich einmal näher damit zu beschäftigen, wie auch die wissenschaftlichen Untersuchungen der verschiedenen Teilgebiete des großen, geheimnisvollen Doppelgängertums noch nicht abgeschlossen sind.

Es bedarf noch einer Fülle von medizinischen und statistischen Untersuchungen, bevor ein abschließendes Urteil gefällt werden darf. Möglicherweise sind derartige Phänomene auch für uns Menschen kaum zu klären. Das Doppelgängertum ist nur eine von vielen Erscheinungen aus einer Wunderwelt, die uns selbst in unserer sachlich nüchternen Zeit täglich zu überraschen vermag. Vielleicht wäre es auch ein wenig bedauerlich, wenn wir mit scharfem Geist und wissenschaftlicher Lupe erst einmal all diese Wunder erkannt und ihre Wurzeln klargelegt hätten. Die Quellen unserer Phantasie, die doch gelegentlich immer wieder einmal neue Kräftezuflüsse brauchen, könnten einmal versiegen, wenn die Welt und ihre Erscheinungen erst ganz ihrer Geheimnisse und Rätsel entkleidet sind. Wer weiß, ob diese Welt nicht dadurch um mancherlei Reize ärmer geworden wäre...

Peter Holmgren.



Nicht Zwillinge, sondern Kollegen oder — Konkurrenten!

Max Schmeling (links) und Jack Dempsey (rechts) sehen einander ähnlich genug, um als Zwillinge oder Doppelgänger zu gelten. Die Ähnlichkeit ist um so erstaunlicher, als ja auch die übereinstimmende Veranlagung beide den gleichen sportlichen Beruf wählen ließe und beide zeitweilig an die Spitze der internationalen Boxsportgroßen stelte.



Zwillinge oder Doppelgänger?

# MODE UND HEIM

## Launen der Mode

### Out angezogen — froh Hausarbeit!



Das uralte Problem, rote die Frau trotz Arbeit in Haus und Küche stets gut angezogen, frisch und sauber aussehen kann, wird gelöst, wenn wir über das einfache Tageskleid, das natürlich einen netten, modischen Schnitt und blütenweiße Aufschläge hat, die schützende Schürze tragen. Aber — Aermelschürzen schützen schrecklich und die Bänder der Trägerschürzen rutschen ständig über die Arme herunter, so daß man vor Nervosität wild werden könnte!

Dem allen ist abgeholfen, wenn wir die praktischen Schürzen so arbeiten, daß sie, auf Träger verzierend, mit einem kleinen spitzen oder eckigen Lätzchen an das Kleid angeknüpft werden. Die Knöpfe wieder dienen dem Tageskleid als Zierde — zwei Fliegen mit einer Klappe! Und für den großen Hausputz und andere schwere Arbeiten tragen wir an Stelle von Tageskleid und Schürze den bunten Arbeitskittel mit karierten, nicht schmutzenden Aufschlägen, dessen geräumige, angeschnittene Taschen besonders praktisch und bequem sind.

## Fünfzig Worte Schönheitspflege

### Mittel zur Pflege und Behandlung des Haars

Das bekannte Birken-Haarwasser, das den Haarausfall verhütet und den Haarwurzeln wichtige Nährstoffe zuführt, stellt man her aus 720 Gramm Spirit, 40 Gramm Glyzerin, 11 Gramm Birkenknospenöl, 1 Gramm Bergamottöl, 0,2 Gramm Balsem, 0,8 Gramm Zitronenöl, 0,2 Gramm Kiefernöl, 0,8 Gramm Rosenöl und 300 Gramm Orangenblütenwasser.

Gegen die Schuppenbildung wird der nachfolgende Haarbalsam empfohlen: 600 Gramm Spirit, 6 Gramm Rizinusöl, 5 Gramm Chinatinktur, 8 Gramm Berubalsam, 1,5 Gramm Terpentinalöl, 0,2 Gramm Kamangasöl, 0,1 Gramm Mandelkernessenz, 300 Gramm destilliertes Wasser und 50 bis 100 Gramm Milchsäure.

Zum Waschen und Lockern blonder Haare hat sich ein Kamillenhaarwasser bewährt, zusammengeleitet aus 1000 Gramm Wein, 0,5 Gramm deutschem Kamillenöl, 6 Gr. Salbeil, 3 Gramm deutsches Melissenöl, 37,5 Gr. Glyzerin, 52 Gramm Weinsäure, 12,5 Gramm Salzsäure und 250 Gr. destilliertes Wasser.

Das Brennnessel-Haarwasser ist schon seit Jahrhunderten bekannt. Man kann es sehr leicht selbst bereiten, indem man 100 Gramm frisches, lauberes, feingehacktes Brennnesselkraut mit 250 Gramm Spiritus und 250 Gramm destilliertem Wasser längere Zeit zusammen stehen läßt. Danach gießt man das Kraut ab, preßt die darin verriebenen Rückstände aus, filtriert das Wasser und parfümiert nach Belieben mit einigen Tropfen Parfümessenzen (Rosenessenz, Niveaessenz u. dgl.).

Und die ich aus Ehrfurcht und um sie zu „schonen“ niemals benutzt habe.

Sieh nur weiter. Du findest ein halbes Duzend Mundtücher, mit altertümlichen Buchstaben bedruckt. Passend dazu ist ein Tischstuch gearbeitet. Es sind Aussteuerstücke meiner Mutter, Deiner Großmutter. Halte die alten Gewebe in Ehren — sie haben es verdient. Ein paar Handtücher und Staubtücher, Küchentücher ist auch dabei. Die einzige Arbeit, die ich daran geleistet habe, sind die kleinen Kreuzstichinitialen in der Ecke — Deine Initialen, mein Kind! Und schließlich ist da auch noch die kleine, echte Porzellantasse, die Dir immer so gut gefallen hat. Sie soll, wie alle diese Dinge, das erste Stück einer hoffentlich recht reichen Sammlung sein, die zusammenzutragen wir beide gemeinsam uns bemühen wollen.

Ich hoffe, mein Liebling, daß Du Dich etwas freust. Vielleicht fängst Du bald an, wie ich es einst tat, heimlich die wenigen Dinge immer wieder ein- und auszusuchen, Dich daran zu erfreuen und in die Zukunft zu träumen. Ich hoffe, die alte Hamsterkiste wird einmal dazu beitragen, Dir ein großes Glück festzuhalten zu helfen.

Und nun ist hier im Umkreis der alte Schlüssel, ein bißchen rostig, aber sehr gearbeitet. Nimm ihn an Dich und komm hinunter, um Deine Hamsterkiste anzuschauen!

Deine Dich liebende Mutter.

## Was wir Frauen wissen müssen!

### Auswertung der Ehestandsdarlehen

Vom ersten Halbjahre 1933 bis zum ersten Halbjahre 1934 sind die Einzelhandelsumsätze bzw. die Ausgaben folgendermaßen gelegen:

|                                                    | Prozent |
|----------------------------------------------------|---------|
| Möbelgeschäfte um . . . . .                        | 43      |
| Beleuchtungs- u. Elektrofachgeschäfte um . . . . . | 35      |
| Hausrat und Wohnbedarf um . . . . .                | 35      |
| Fleischverbrauch um . . . . .                      | 16      |
| Bekleidung und Textilien um . . . . .              | 13      |
| Zigarrenverbrauch um . . . . .                     | 11      |
| Einnahmen der Reichsbahn um . . . . .              | 8       |
| Schokolade und Süßwaren um . . . . .               | 7       |
| Nahrungs- und Genussmittel um . . . . .            | 5       |
| Zigarettenverbrauch um . . . . .                   | 4       |
| Drogerien um . . . . .                             | 2       |

Wie man sieht, sind die Ausgaben der Bevölkerung für Hausrat und Wohnbedarf in der Belebung der übrigen Teile des Verbrauchs erheblich vorausgeleitet. Dies ist nach der Aufstellung des Konjunkturinstituts dadurch bedingt, daß gerade diese Ausgaben außerordentlich durch die Ehestandsdarlehen gefördert wurden. Sie sind damit — jedenfalls zu einem Teil — aus dem laufenden Einkommen und Erparnissen bestritten worden.

## Praktische Winke

Wenn Gas schlau riechen, so wird manche Hausfrau leicht nervös. Oft sind die Undichtigkeiten so geringfügig, daß man den Ort des Austritts der Gase nicht erkennen kann. Man befeuchtet den leidigen Geruch, indem man den ganzen Schlauch mit Alkohollösung befeuchtet, einer Mischung aus Alkohollösung und Terpentinöl.

Bei Luft zur ruhigen Lagerung mit stark erhöhtem Oberkörper. Eisbeutel auf die Wangen legen. Schlafen von Eiswürfeln. Kuhlges Verbalten bis zum Eintreffen des Arztes.

## Umgang mit dem Pelz!

### Von falscher und richtiger Pflege

Wer seinen Pelz aus der Wollentüte holt, erlebt nicht selten eine unheimliche Ueberladung. Nicht immer ist es möglich, den langen Pelz über das Pelzjäckchen auf einem Bügel, mit Zeitungspapier ausgestopft, mit Wollpulver bestreut und in Zücher gewickelt, aufgehängt zu lassen. Wer ihn in Kisten oder Pappkartons packen mußte, findet ihn manchmal zerdrückt und recht unansehnlich wieder.

Da gibt es ein einfaches Mittel als Verjüngungskur: Heiße Kleie oder erhitzter feiner Sand wird mit leichtem Reiben auf den Pelz aufgetragen. Man läßt bis zum Abkühlen das Aufgetragene einwirken, schüttelt den Pelz dann kräftig aus und büstet vorsichtig, mit dem Strich, nach. Der Pelz ist verjüngt und das Haar wieder locker.

Ist der Pelz im Schnee oder Regen nah geworden, so darf er niemals in der Nähe eines Heizkörpers getrocknet werden, da das Leder allzu leicht hart wird und bei neuem Gebrauch bricht. Wenn der Pelz bei natürlicher Temperatur vollständig getrocknet ist, wird er gründlich ausgeschüttelt und mit einer weichen Bürste — je nach Art des Pelzes — vorsichtig ausgebürstet. Geschieht das noch bei feuchtem Pelz, so kleben die Haare zusammen und reizen später aus.

Hat der ältere Pelz aus rauhem Mantel oder Anzugstoff Haare hinterlassen, so tut ein vorsichtiges Abreiben mit einem leicht angefeuchteten Gummischwamm Wunder.

## Alterhand Köstlichkeiten

### Gefüllte Omelette

Man nimmt pro Person ein Gelbe und einen Teelöffel Mehl, vermischt beides mit etwas Sahne, Salz, reichlich Parmesan, dem sehr feinst geschnittenen Schnee der Eier und bakt von diesem Teig Omeletts. (Nur auf einer Seite backen.) Zur Füllung nimmt man Gemüse, wie Mören, Spargelpfeifen, Spinat und Tomaten. Zieht man eine Fleischfüllung vor, so eignen sich Geflügelleber, Schinken, Nieren und vorzuziehende Fleischstücke. Die fertig gefüllten Omelette bestreut man mit Parmesan und gibt eine Tomatensoße dazu.

### Pastete von Schinken und Kalbfleisch

In eine Pastetenstempel gibt man lagenweise dünne Scheiben Kalbfleisch und gebackenen Schinken, die man vorsichtig mit Salz (da der Schinken bereits gesalzen ist) und etwas weitem Pfeffer würzt. Man streut reichlich gedämpfte Champignons darunter und übergiebt alles mit einer dicken Cremesauce. Obendrauf macht man einen Deckel aus dünnen Scheiben ungegärtem Speck und einer dicken Schicht angefeuchtetem Weizenbrot. Man läßt die Pastete im Ofen goldbraun backen und gibt sie in der Originalschüssel auf den Tisch. Dazu reicht man eine kräftige Madeiraauce.

### Schokoladenberge

Vier Eigelb werden mit 200 Gramm Zucker, 133 Gramm feinem Schokoladenpulver und 66 Gramm Mehl gut verrührt, in kleinen Bergen auf ein gefettetes Blech gesetzt und bei mäßiger Hitze gebacken.

## Auferstehung der Hamsterkiste

### Ein Brief zum Geburtstag des Töchterchens

„Mein liebes Kind,

diesen Brief sollst Du lesen, bevor Du heute zum Frühstück herunter kommst, ein bißchen erwartungsvoll in der Vorfreude auf die Glückwünsche der Eltern und Geschwister, natürlich auch — auf den Geburtstagstisch. Du bist ein vernünftiges, modernes Mädel, zum Glück, und machst Dir keine übertriebenen Vorstellungen, denn Du erlebst es täglich mit, daß wir alle uns einschränken müssen. Aber vielleicht bist Du heute doch ein wenig enttäuscht, wenn Du Deinen Geburtstagstisch siehst, und denkst etwas getränkt an den Wunschzettel, den Du mir gabst.

Auf diesem Wunschzettel standen vielerlei Kleinigkeiten — und es waren vor allem allerlei modische Dinge, wie sie nun einmal das Herz eines jeden jungen Mädchens erfreuen. Kleingeld, das verhältnismäßig viel kostet, weil es in wenigen Wochen schon wieder unmodern ist und als überflüssig in dem Papierkorb oder in unbenutzten Schubfächern verschwindet. Du mußt nicht glauben, mein liebes Kind, daß ich Dir diese Freuden, auch wenn es Augenblicke freuden sind, nicht gönne. Aber leider hatte ich gerade jetzt keine Möglichkeit, Anschaffungen zu machen. Und so mußte ich etwas anderes ersinnen, das Dich erfreuen konnte.

Ich habe im Keller und Boden herumgesehen und eine Kiste gefunden. Keine gewöhnliche Kiste aus rohen Leisten, sondern eine ganz solide, schwer gearbeitete Truhe fast mit Eisengriffen und einem verzerrten Schloß. Ich

hatte sie ganz vergessen. Es war meine alte Hamsterkiste. Darin habe ich, beginnend schon in Deinem Alter, unter Anleitung Deiner Großmutter, Stück für Stück meiner späteren Aussteuer zusammengetragen. Es war ein schönes Wiedersehen.

Und dann nahm ich die alte Kiste und ließ sie gründlich säubern. In der Bodenlampe fand sich eine alte Tapetenrolle. Es war die Tapete, mit der das Schlafzimmer ausgekleidet war, als Vater und ich heirateten. Es ist ein ruhendes, kleines Blumenmuster darauf. Mit diesem Blumenpapier habe ich die Kiste sauber ausgekleidet und die Schloß- und Griffteile gepulvert.

Dann suchte ich zusammen, was mir aus Deiner Kindheit lieb und teuer ist. Dein erstes Kinderkleidchen, einen weißen, verzierten Lederhosen. Dein erstes Schreibzeug und ein Popband, um das es einmal — wie gut Du Dich erinnerst, geht? — viele Tränen und eine schöne Erinnerung lag. Das alles liegt nun in Deiner Kiste.

Und oben darauf einiges, was ich Dir heute schenken möchte, in der Hoffnung, daß es Dich nicht später erst einmal, sondern auch schon heute freut! Es sind drei Schmuckstücke aus Familienbesitz, die seit langer Zeit von den Frauen unseres Hauses getragen wurden. Du kannst sie jetzt noch nicht gebrauchen, wohl aber freut es Dich vielleicht, sie zu besitzen und gelegentlich anzuschauen. Dann sind dort, im schwarzen Kästchen, sechs Bekleidungsstücke, die ich einst von Vater, als wir noch Brautleute waren, geschenkt bekam.

## Ihr juristischer Berater

### Streitfragen des Alltags

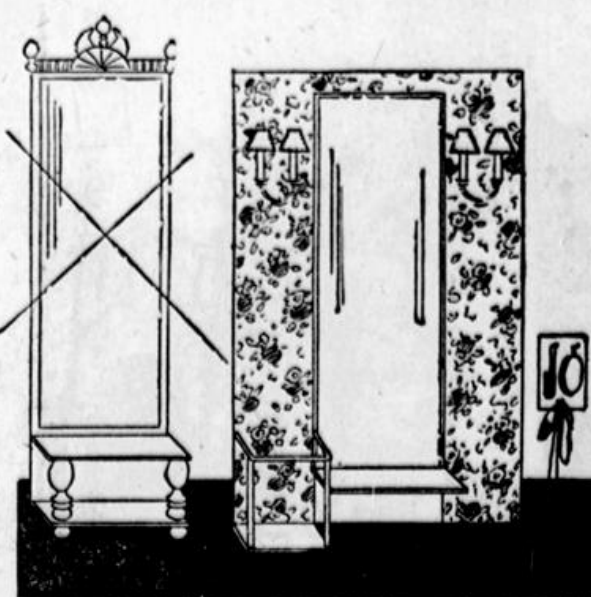
#### Lehrvertrag und Konturs des Lehrherrn

Bei der Betriebsübernahme wird dem Lehrling die Grundlage seiner Arbeit entzogen. Man sollte meinen, daß damit schon der Lehrvertrag gegenstandslos geworden sei. Denn sein Sinn und Ziel ist es, dem Jugendlichen durch Arbeit im Betrieb eine umfassende Ausbildung zu vermitteln. Nur dann darf der Lehrherr kündigen, wenn durch ein von außen auf den Betrieb hereinbrechendes unvorhergesehenes und unberechenbares, vom Betriebsführer nicht selbstverschuldetes Ereignis derart auf den Betrieb eingewirkt hat, daß er in seinem Bestande gefährdet, ja sogar vernichtet und seine Stillelegung notwendig gemacht wird. In diesem Falle haben weder gewerbliche noch kaufmännische Lehrlinge Erstattungsansprüche. War aber die schlechte Führung des Betriebes an seinem Zusammenbruch schuld, dann trifft das ganze Risiko den Lehrherrn allein, er hat keinen Grund, den Lehrling zu kündigen und muß ihm bis zum Ablauf der Lehrzeit die Vergütung weiter zahlen. Bei einem Konturs kann fristlos gekündigt werden, das Reichsarbeitsgericht gibt dem Lehrling dann jedoch eine Schadenserstattung.

Wie unschön wirkt in einer neuzeitlichen Wohnung der alte „Trumeau“ — niedrige, helle Räume, glatte Möbel und nun dazwischen dieses engbrüstige, verschnörkelte Ding. Aber leider, man braucht ihn halt notwendig, so läßt man es dabei bewenden, statt sich der kleinen Mühe zu unterziehen, den Trumeau zu verwandeln. Das Spiegelglas ist fadellös und kostbar — es wirkt sofort nicht mehr „engbrüstig“, wenn wir es mit einem einfachen, rohen Holzrahmen umgeben lassen — die Seiten breiter als oben und unten — und mit lustigem Chintz beziehen. Das Brettchen bleibt unten als Ablagefläche — hell gestrichen, und wer ein übriges tun will, bringt gar noch mit einfachen, verchromten Röhren einen Schirmhalter seitlich an und links und rechts in Kopfhöhe reizende kleine Wandleuchten. Damit haben wir eine wunderhübsche, sehr moderne Flurgarderobe.

## Praktisches Heim

### Ein alter „Trumeau“ verwandelt sich . . .



## Bilder aus aller Welt



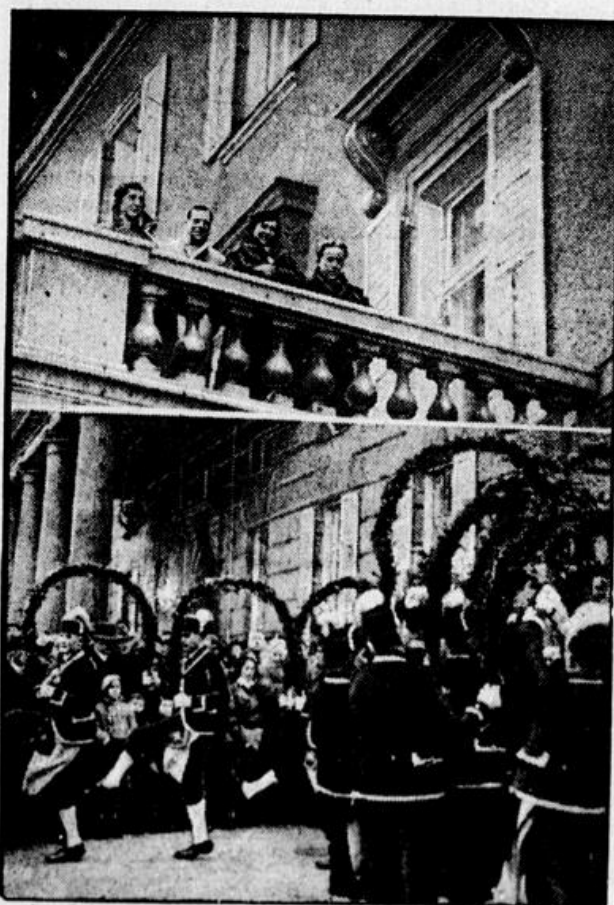
**Kältevolle über Dänemark.**

In Dänemark hat der Winter ganz plötzlich mit solcher Kälte eingesetzt, daß die auf See befindlichen Schiffe eingefroren und erst auf Hilfe warten mußten, um aus dem Eise befreit zu werden.



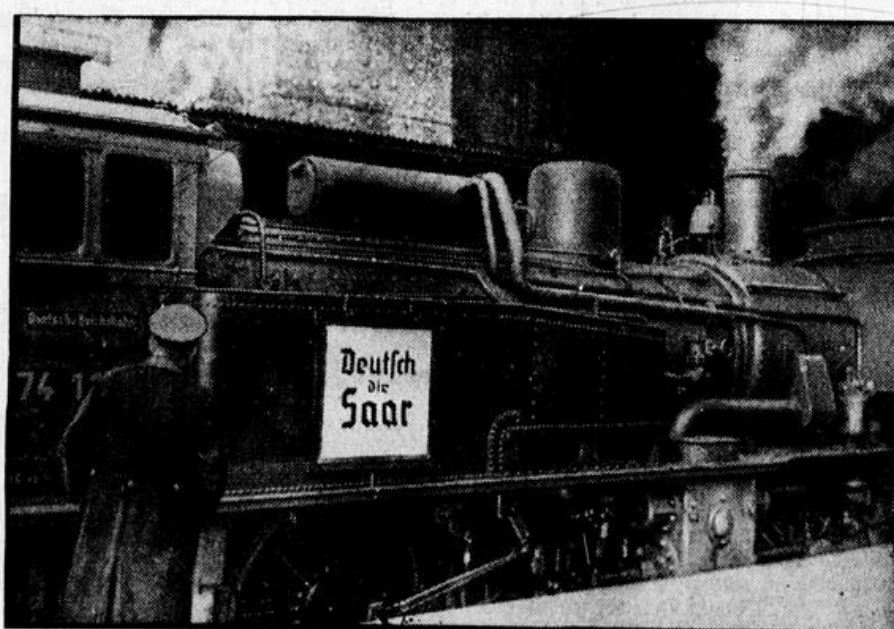
**Flugzeug im Missionsdienst.**

Bekannt sind die Miva-Flugzeuge der kath. Mission. Jetzt stellt auch die Neuendettelsauer Mission als erste deutsch-evangelische Missionsgesellschaft ein Flugzeug in ihren Dienst. Es ist eine Jantersmaschine, die Mitte Dezember abgenommen wurde und in Neuguinea eingesetzt werden soll. Als Pilot wurde Flugkapitän Friedrich Looje verpflichtet.



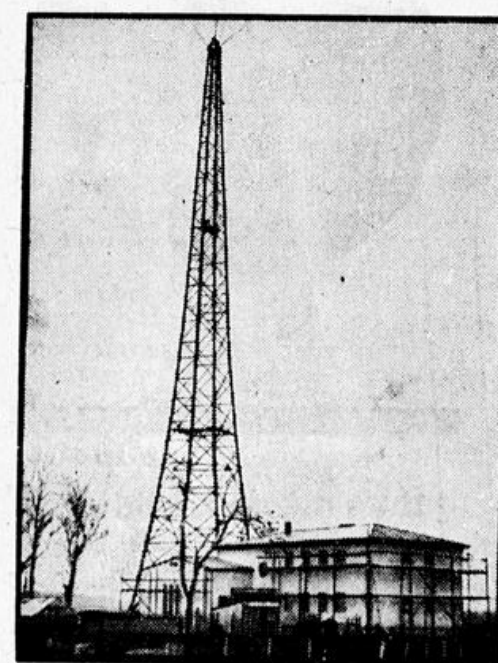
**Das Herzogpaar von Kent sieht sich den Schaffertanz an.**

In ihren farbenfrohen Kostümen, die Reifen als Zunftzeichen ihres Handwerks schwingend, führten die Münchener Schafflergejellen ihre Tänze vor dem Palais des Grafen Törring am Karolinenplatz auf. Oben von links beim Zusehen: Gräfin Törring; der Herzog von Kent, die Herzogin (Prinzessin Marina) und Graf Törring.



**Reichsbahn und Saarabstimmung.**

Die Lokomotiven der Reichsbahn tragen bis zum Tage der Abstimmung Schilder mit der Aufschrift „Deutsch ist die Saar!“



**Der Koblenzer Sender vor der Vollendung.**

Der fast fertiggestellte neue Rundfunksender in Koblenz. 91 Meter hoch reißt der gewaltige Antennenmast seine Eisenträger in den Himmel.



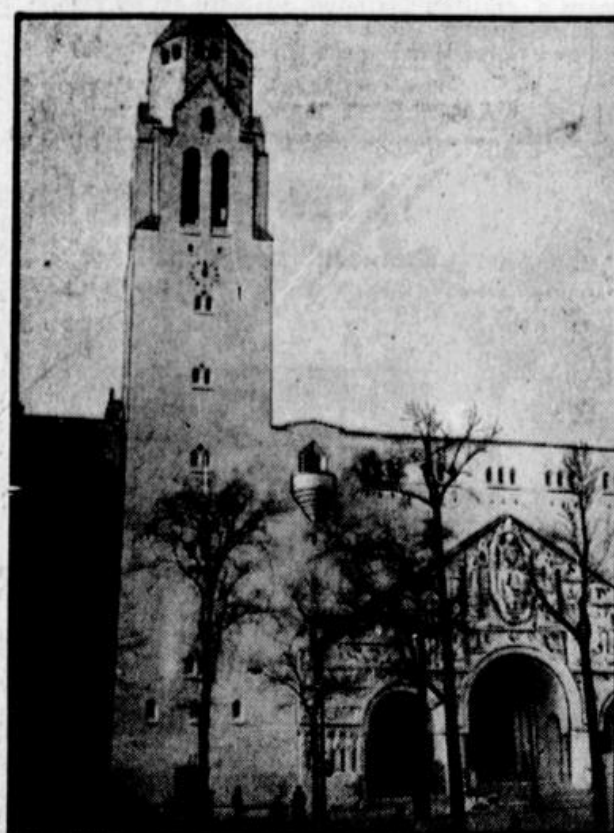
**Die Kälte hält weiter an.**

Wertwürdige Streifenzeichnung auf einem zugefrorenen See. Die aus Sibirien kommende Kälte, die sich über ganz Deutschland auszubreiten beginnt, soll nach den neuesten Wettermeldungen auch weiterhin anhalten.



**Schichau-Werft baute größten Bagger der Welt für China.**

Der für China bestimmte größte Saugbagger der Welt, „Chien She“, wurde auf der Schichauwerft in Elbing erbaut. Bei Probebaggerungen bewältigte die Maschine 4200 Tonnen Erddreich in nur 15 Minuten. Das Baggergeschiff, dessen Besatzung aus 50 Mann besteht, wird voraussichtlich in Schanghai stationiert.



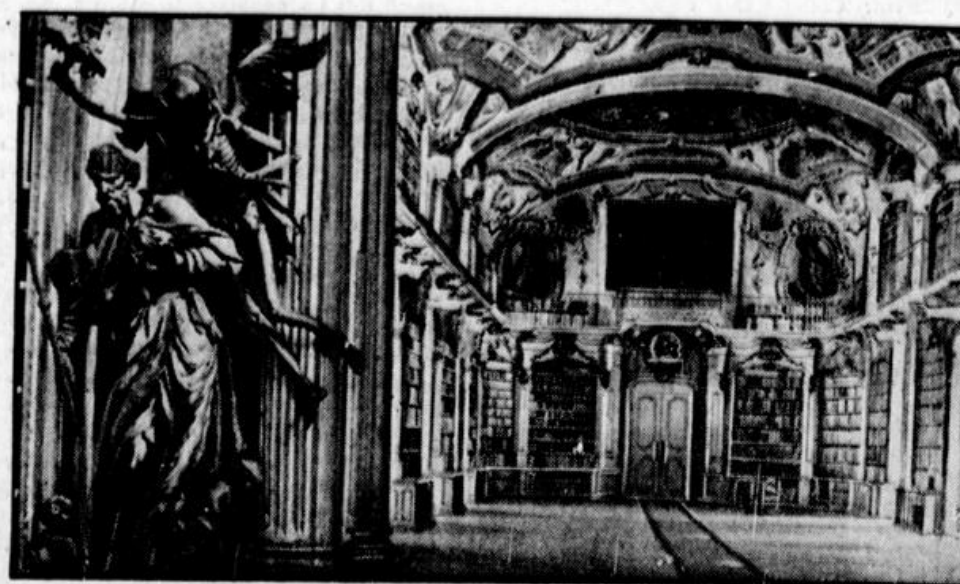
**Neuer Kirchenbaustil in Paris.**

Die neue Saint-Pierre-Kirche in Paris, die von Kardinal Verdier feierlich eingeweiht wurde, zeigt einen Stil, der von der Tradition im Pariser Kirchenbau völlig abweicht.

**Bild rechts:**

**Ein Teil einer berühmten Bibliothek wird verkauft.**

Das Stift Admont hat vom österreichischen Denkmalsamt die Genehmigung erhalten, einige hundert Bücher aus der weltberühmten Admont-Bibliothek ins Ausland zu verkaufen. Unser Bild zeigt einen Bild in die berühmte Stiftsbibliothek in der Bücher von unschätzbarem Wert, darunter Exemplare der ersten Bibeln, aufbewahrt werden.



# Spielplatz der Jugend

Kennt ihr diese Wappen...?

Fünf Minuten Städtekunde



Ihr wißt, daß Städte ihre Wahrzeichen haben, an der sie der Wanderer schon von weitem erkennt, Berge oder Gebäude, die kennzeichnend sind für die Stadt. Da hat Wien seinen Stephansdom, Rom die Peterskirche, Paris die Kirche Notre Dame, London den Tower, Danzig das Krantor, Hamburg sein Bismarckdenkmal, New York die Freiheitsstatue, Athen die Akropolis...

Die Wahrzeichen aber sind noch nicht die Wappen der Städte. Selber, könnte man sagen. Denn die Wappen, die doch ein Symbol der Städte sein sollen, sind fast alle ganz unbekannt. Wer von euch ist wohl imstande, aus den zehn abgebildeten

Wappen auf die richtige Stadt zu schließen? Um euch zu unterstützen, will ich euch verraten, daß es sich um die Wappen von zehn europäischen Hauptstädten handelt, und zwar von: London, Oslo, Madrid, Berlin, Warschau, Stockholm, Kopenhagen, Paris, Rom und Wien.

Wer's nun noch nicht raten kann, der drehe den Bogen um und lese die untenstehenden Zeilen, auf der dann die richtige Bezeichnung zu finden ist.

London: 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

## „American Boy“ kommt zu Besuch

Für 300 Worte nach Deutschland — Kleine Unterhaltung mit einem Freizeiter

Bei den Reportern, die sich in der Halle des Hotels unterhalten, herrscht vergnügte Stimmung. Solch ein Interview macht Spaß, sie sind neugierig auf den großen Jungen, der so frisch aus Amerika eingetroffen ist und ihnen nun von seinen neuen Eindrücken erzählt. Er steht recht unbefangen mitten unter ihnen, er findet annehmend ebenso viel Vergnügen an der Angelegenheit wie sie, und er gibt mit Freude und Wichtigkeit seine Auskünfte, antwortet bereitwillig auf alle Fragen...

„Bitte, Mister Parmelee, wie sind gerade Sie dazu gekommen, die Reise zu gewinnen? Kennen Sie Deutschland schon durch Bilder oder durch Erzählungen?“  
„Kein Geheimnis! Aber wir haben auf der Schule Tacitus gelesen, und seine Schilderung von Germanien hat mir fabelhaft imponiert. Doch ich glaube nicht, daß man daraus ein Bild vom heutigen Deutschland bekommen kann. Aber dann las ich einige Zeitungen von hier, die ich bekante — Deutschamerikaner — immer in ihnen lasen. Und als dann das große Preisauschreiben erschien, das dem eine Reise nach Deutschland versprach, der in 300 Worten am besten schildert, wie er es sich denkt, da habe ich mich richtig mit Begeisterung hingelebt. Na

und dann habe ich es denn ja auch gewonnen. Das Thema hieß: „Warum ich meine Ferien in Deutschland verbringen möchte!“

„Nun, und warum möchten Sie denn Ihre Ferien in Deutschland verbringen?“

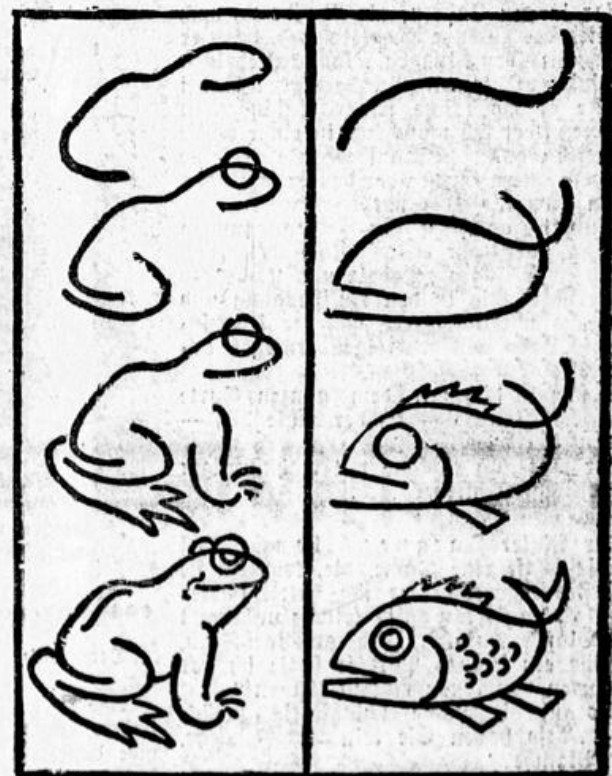
„Ja, im Grunde glaube ich, ist es deshalb, weil es hier soviel Dinge gibt — ich glaube vielleicht, daß man hier so was gar nicht so sehr bewundert wie wir drüben, weil's Ihnen hier selbstverständlich erscheint — die uns Amerikanern so fehlen. Es gibt hier soviel Dinge, die nicht bloß um des praktischen Zweckes willen da sind, es gibt hier Romantik — da ist die lange, lange Vergangenheit, die ihre Spuren zurückgelassen hat, da sind die alten Schlösser und die Landschaften, die in der Kunst so eine wichtige Rolle spielen, das imponiert uns so fabelhaft. Und dann ist es wieder so, daß man glaubt Deutschland ist einige Schritte weiter als Amerika. Vielleicht nicht technisch, sicher nicht! — der amerikanische Stolz liegt für einen Augenblick über die Höflichkeit —, alle technischen Neuerungen, die hier noch was Besonderes bedeuten, sind für uns drüben so selbstverständlich. Aber in anderen Dingen. Sie haben ein neu aufbauendes Reich, in dem eine Organisation herrscht, die von allen Deutschen unterstützt wird. Sie haben einen Führer an der Spitze, Sie sind über all das schon weg, was uns jetzt in Amerika Schwierigkeiten macht — aber vielleicht ist es nicht richtig, darüber zu reden...?“

Winterarbeit bei der Fischerjugend!



Ein pommerches Fildermädchen beim Teppichtupfen. Das Hakenkreuzsymbol wird nicht aus „Geschäftlichkeit“ verwandt, sondern war mit anderen Runenzeichen zusammen schon immer bei den Fischerarbeiten zu finden.

## Zeichnen...



... leicht gemacht

## Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König a 4, Dame b 6, Turm c 6, Läufer b 4, e 4, Bauer f 2, g 2, h 3. — Schwarz: König e 5, Turm c 8, Läufer b 2, g 8, Springer h 2, h 7, Bauer a 6, b 7, c 3, d 5.

## Siamesischer Fiskampf

In Siam gibt es eine sonderbare Art von Nationalssport. Es sind Fiskämpfe, und zwar werden diese Kämpfe ausgefochten von zwei verschiedenen Arten von Raubfischen, von den großen Königsfischen und den kleinen Teufelsfischen. Es verhält sich nun so, daß ein Königsfisch bequem mit ein oder zwei Teufelsfischen fertig wird, drei Teufelsfische jedoch halten einen Königsfisch in Schach. Wenn jedoch vier Teufelsfische sich gegen einen Königsfisch

wenden, so ist er innerhalb von drei Minuten erledigt.

Sehen wir nun einmal die folgende Anzahl von Fischen ins Kampfbassin: 13 Teufelsfische und vier Königsfische. Wie lange dauert der Kampf und wie geht er aus?

## Silbenrätsel

Aus den Silben  
a — baum — buhr — gi — da — del — der  
bi — di — dif — e — eg — ein — er —  
ge — greiß — gung — i — kap — fer — fo  
fin — la — lan — mi — mont — na —  
na — nat — ne — ni — nie — nie — nin  
peg — pel — ri — sta — ta — ta — tor —  
tor — um — un — us — wald — win.

Sind 18 Wörter zu bilden, deren erst und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben. (A ein Buchstabe.)

1. Entwicklungstufe
2. Fiebermittel
3. Stadt in Kanada
4. primitives Wasserfahrzeug
5. Raubtier
6. Universitätsstadt in Pommern
7. Drama von Goethe
8. Stadt in Italien
9. Stadt in Westfalen
10. äußerste Südspitze von Afrika
11. unumfänglicher Herrscher
12. Persejüngling
13. Schwung, Ungeheuer
14. Zweig oder Nebenflechte
15. Abgabe, Abberufung
16. vorpringender Teil d. Hauses
17. Geschichtsforscher
18. Palast hoher türkischer Staatsbeamter

## Kreuzworträtsel

Wagerecht: 1. italienischer Kurort, 6. Destillationsprodukt, 8. Lebensgemeinschaft, 9. Stadt in Finnland, 12. Nachwort, Nachruf, 14. niedersteigender arktischer Arbeiter, 16. Flug in der Schweiz, 17. Flug in England, 19. türkischer Männername, 20. türkisch. Titel, 22. Stadt in Böhmen, 23. altrömische Heeresformation.



Senkrecht: griechische Göttin, 3. Stadt in Westfalen, 4. Schiffstau, 5. Abendblume, religiöse Flugchrift, 7. Höhenzug der oberrheinischen Tiefebene, 9. Stadt in Neutal, 10. Schiffsrund, 11. Stadt in Thüringen, 13. Weidmann, 15. rumänische Münze, 18. Nahrungsmittel, 21. Gattung, Kasse. (1 gleich 1.)

## Neuer Trid mit Zahlen

Fünf Zahlen sollen gesucht werden. Addiert man jede zur vierfachen Summe der vier übrigen, so erhält man der Reihe nach 43, 49, 55, 61 und 64.

## Auflösungen aus voriger Nummer

### Schachaufgabe

Lösung: Springer b 7 — d 8  
Wenn Schwarz D h 7 x L e 4, dann d 7 — d 6 matt.  
Wenn Schwarz: S g 5 x L e 4, dann d 7 — d 6 matt.  
Wenn Schwarz S b 8 — a 6, dann d 8 — e 6 matt.  
Wenn Schwarz T f 1 — e 1, dann f 3 — f 4 matt.  
Wenn Schwarz L d 5 x L e 4, dann d 5 — d 6 matt.  
Wenn Schwarz S g 5 x e 6, dann d 5 x S e 6 matt.  
Wenn Schwarz L d 3 — e 4, dann d 5 — d 4 matt.

### Der „Menschenfreund“

102,30 Mark.

### Silbenrätsel

1. Dohle, 2. Elan, 3. Nabe, 4. Marienburg, 5. effektiv, 6. Nero, 7. Samum, 8. Chrysanthemum, 9. Kantate, 10. Amen, 11. Regus, 12. Kaurach, 13. Rote, 14. Indien, 15. Chlorid, 16. Taube, 17. Galan, 18. Umdrud, 19. Torte, 20. Gaumen, — Der Mensch kann nicht genug vom Menschen denken.

### Ein blühendes Kopferbrechen

Kreuzworträtsel  
Wagerecht: 1. Loui, 4. Dol, 6. Dhm, 7. Eger, 8. Maus, 10. Che, 13. Rum, 16. Eder, 17. Anna, 18. Gus, 19. Heer, 20. Eile.  
Senkrecht: 2. Olga, 3. Rore, 4. Imme, 5. Opus, 7. Eleve, 9. Samoa, 11. Heu, 12. Ede, 13. Rühr, 14. Muje, 15. Ania.

## Kleine Geschichten von großen Leuten

Auf die Frage, ob die Frauen in Arles denn wirklich so schön wären, meinte M. o. Liere: „Ja, schön sind sie, sie sind aber auch tugendhaft; es gibt eben nichts Vollkommenes in der Welt.“

Der bekannte amerikanische Millionär Carnegie geriet eines schönen Tages in eine Negerkirche. Zum Schluß des Gottesdienstes wurde eine Sammlung veranstaltet. Carnegie legte eine Hundert-Dollar-Note auf den Teller. Der Teller wurde nach Beendigung der Kollekte dem Pfarrer überreicht, der sich mit folgenden Worten zur Versammlung wendete:

„Brüder, Gott hat uns gesegnet; die Sammlung hat vier Dollar eingebracht. Wenn aber der Geldschein, den der Alte dort mit dem grauen Bart gegeben hat, nicht falsch ist, so besitzen wir hundertvier Dollar. Auf die Knie Brüder, und beten wir zu Gott, daß der Schein echt sei!“

Paulette Duval, eine amerikanische Kinofähigkeit, die vor einiger Zeit in New York Triumphe feierte, erhielt eines Abends den Heiratsantrag eines reichen amerikanischen Bankiers. Er erklärte ihr:

„Mein gnädiges Fräulein, ich kann nicht mehr so allein leben. Meine Frau muß aber auch gehorchen können, muß zur richtigen Zeit schweigen können, muß mir mein Leben lang treu sein.“

Paulette Duval unterbrach ihn: „Gehorchen? Schweigen? Treu sein? Mein Herr, was wollen Sie mit einer Frau? Sie müssen sich einen Hund anschaffen!“

Vor langen Jahren, als Nestor noch Mitglied des Wiener Theaters war, trieb er gerne mit den jungen, lampenliebenden Schauspielern seinen Schabernack. Dabei erzählte er meist aus seiner Anfängerzeit und wie oft er sich manchmal in einer Rolle verprochen habe. Darauf warnte er seine Kollegen, sprach ihnen aber den betreffenden Unsinn immer wieder vor.

Einmal verfolgte er einen jungen Kollegen, der zum ersten Male den Ferdinand in Schillers „Kabale und Liebe“ zu spielen hatte, bis in den Kulissengang und brachte es wirklich fertig, daß der Unglückliche die Lady Milford folgendermaßen ansprach:

„Umengle dich mit dem ganzen Gorte deines Stolzlandes — ich verjüngte dich — ein deutlicher Verjüngling!“

Der Vorhang rauhste mit wahnsinniger Geschwindigkeit nieder...

Der Maler Jacques Blanche traf in Gesellschaft eine Dame, die, trotzdem sie die erste Jugend hinter sich hatte, immer noch als schöne Frau galt. Etwas unbedacht sagte Blanche zu ihr: „Ach, gnädige Frau, was für ein schönes Porträt hätte ich vor 15 Jahren von Ihnen machen können!“

Worauf die Dame schlagfertig zurückgab: „Also haben Sie kein Talent mehr, Herr Blanche?“

### Wohlerzogen

Nachbar: „Na, mein Kleiner, du hast mir den Schnee vor meiner Haustür so brav weggeschauelt, dafür sollst du auch eine Belohnung haben. Hier hast du fünf Pfennig.“

## Da lachen die anderen

Spaziergang mit der Schere durch die Witzblätter anderer Nationen



Wenn ein junger Mann zu Besuch kommt und mit dem jüngsten Sohn des Hauses Hudepad spielt



oder ihm die Eisenbahn aufbaut oder ihm Geschichten erzählt



dann darf man sicher sein, daß der kleine Bruder eine große Schwester hat (Aus Happy Mag.)



„Schreiben Sie, Fräulein: Sehr geehrte Herren! Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß Ihre Schreibstischel gar nichts aushalten“ (Life.)



Das geduldige Fräulein (Sondagsnisse-Strix.)

### Zeitgemäher Brief

„Sehr geehrter Herr! Vor drei Monaten habe ich Ihnen 1000 Mark gegeben, die ich Ihnen schuldig war. Infolge der allgemeinen Wirtschaftskrise muß ich Sie leider ersuchen, mir die 1000 Mark umgehend zurückzugeben.“

### Berühmtheit

„Sie angeln mit einem Apfel. Warum nehmen Sie nicht lieber Würmer?“ „In dem Apfel ist ja ein Wurm drin.“

### Bedingung

„Hast du eine sehr schöne Stellung gehabt: fünfhundert Mark Gehalt und einen Monat Urlaub jedes Jahr.“ „Warum ist nichts daraus geworden?“ „Wir wurden nicht einig. Ich wollte nämlich den Urlaub zuerst haben.“

### Neufutappalien

Ein Dorfbarbier und „Chirurg“ in der Provence hatte die Bewertung seines Berufs scheinbar richtig erkannt.

Als der berühmte Condé von Schmerzen geplagt zu ihm kam und ihn fragte: „Zitterst du nicht, mich zur Ader zu lassen?“, antwortete er gelassen: „Gnädiger Herr, mich dünkt, die Reize zu zittern ist an Ihnen.“

Als der berühmte Chirurg Heim noch als junger Assistenzarzt tätig war, wurde ihm eines Tages ein Student eingeliefert, der bewußtlos schien und dessen Leiden auf Blinddarmentzündung diagnostiziert worden war. Man brachte ihn sofort in den Operationsaal. Der Professor entblößte die Magengegend des Patienten, stieß und wendete sich dann schmerzhaft an Heim.

„Bitte, Herr Kollege, beginnen Sie. Nach Ihnen.“

Heim trat an den Tisch und las mit Erstaunen auf die Haut des Patienten die Inschrift: „Halt! Nicht schneiden! Blinddarm schon zweimal herausoperiert.“

Es handelte sich um einen Studenten, der im 30. Semester stand und sich schon mehrmals nach froh durchgeachten Abenden auf dem Operationstische wiederaufgefunden hatte.

### Noch besser

„Herr Kandidat, was würden Sie für schweißtreibende Mittel verordnen?“ Der Kandidat zählt eine lange Reihe von Medikamenten auf.

„Und wenn das alles nichts wirkt, was tun Sie dann?“

„Dann schide ich den Patienten zu Ihnen ins Examen, Herr Professor!“

### Selbstam

„Sie hätten mich nach dem Unfall sehen sollen. Als man mich fand, schwamm ich in meinem Blut.“

„Das wunderte mich aber, wo Sie doch gar nicht schwimmen können!“

### Keine Kunst

„Gestern habe ich eine Reiterin im Zirkus gesehen, die war einfach fabelhaft. Mal sah sie auf dem Pferd, dann hing sie an dessen Hals, mal unterm Bauch, einfach großartig.“

„Imponiert mir nicht. Als ich reiten lernte, habe ich das auch gemacht.“

## Wald Feld und Heide

### Naturschutz im Winter

Die Natur liegt im Winterdorsch. Eine weiße Decke breitet sich über Acker und Wiesen aus, sie sorgsam umhüllend und wärmend. Daß die Menschen auch im Winter, wenn die Natur im Schlaf liegt, die Pflanzenwelt durch Unachtsamkeit oder Leichtsinns beschädigen, ist manchem unbekannt. Gerade überreife Sportbeifläche fügen in ihrer Begeisterung, mit der sie durch das Gelände schneelaufen, wenn sie vom Wege abbiegen und ziel- und planlos Streifzüge unternehmen, der Natur manchen Schaden zu. Tausend junger Pflanzen, die unter der weißen Schneedecke den Frühling erwarten, werden von den Brettern gebrochen und aus dem Boden gehoben. Darum sollte der Sportler vermeiden, Kulturgelände zur Ausübung seines Sportes zu benutzen. Es gibt so viele Wege und offizielle Stigegebiete, daß solche Kulturländchen, auf denen die neue Saat keimt, in ihrer Winterruhe nicht gestört zu werden brauchen.

Gedankenlos bricht der Wanderer auf seinen Fahrten und Spaziergängen auch Äste ab. Die mitunter glashart gefrorenen Bäume und Sträucher werden durch Einreißen bis ins Mark demagen verletzt, daß sie absterben und für eine Nutzung (außer Brennholz) wertlos werden. Auch Beeren und andere Früchte, die

nach an ihren Mutterpflanzen angetroffen werden, soll der Mensch nicht abreißen. Sie dienen manchen Tieren des Waldes als färgliche Nahrung.

Die Schönheit der im Winterkleid ruhenden Natur genießen, gewiß, aber darüber nicht vergessen, daß sie auch zu schützen ist.

### Das letzte Prärieuhuhn

Schon seit Jahren drohte das Aussterben des amerikanischen Prärieuhuhns (Tympuchus cupido), weshalb man die Insel Martha Vineyards bei Massachusetts, wo die Hühner immer noch anzutreffen waren, seit 1916 als Schutzgebiet erklärte. Damals war die Abnahme sehr schnell vor sich gegangen, doch hatten sich noch etwa 1000 Hühner erhalten, und die Gefahr des völligen Aussterbens des Vogels mit dem hübschen schwarzbraunen und weiß gescheckten Gefieder, der früher Nordamerika so zahlreich bevölkert hatte, schien zunächst beiseite zu sein. Da brach vor einigen Jahren ein Waldbrand auf der Insel aus, gerade als die Hennen auf den Eiern saßen, und durch ihn wurde sowohl die ganze Brut, als auch ein großer Teil der Hennen vernichtet. Dazu kamen noch Krankheiten, durch die der Bestand abermals verringert wurde. Nach dem Brand gab es nur noch neun lebende Prärieuhühner auf der Insel.

ein Jahr später nur mehr drei, dann zwei und gegenwärtig lebt nur noch ein einziges Prärieuhuhn in dem großen Schutzgebiet. Damit ist das Erlöschen des amerikanischen Waldhuhns wohl endgültig besiegelt.

### Auch ein Hamster kann sich irren

Es hat schon sein Wahres, daß man sich im Laufe des Herbstes um das Treiben der Tiere kümmern soll, um daraus auf den Verlauf des kommenden Winters zu schließen. Aber auch ein Tier kann sich irren. Denn der Hamster, den wir neulich durch Zufall hier in Thüringen ausgruben, hatte sich eine Vorratskammer von über einem Zentner Getreide, Widen und Bohnen angelegt, daß man meinen sollte, es würde ein strenger Winter von Oktober bis März die Folge sein. Und doch haben wir schon drei dieser Monate ohne weitere Not hinter uns gebracht. Wer diesen Meister Feldmann aber zur Erntezeit beobachtet hätte, wie er mit vollgepöckelten Badentischen emsig zwischen den reichen Feldern seiner Nachbarn hin und her eilte, der hätte einen Eid drauf abgelegt, daß ein zweiter Winter 1929 nahe. Ob aber der Hamster vielleicht gar nicht anders kann, als raffen und aufspeichern, als echte Hamsternatur, die wir

sonst in ihrer Unvernunft nur bei Menschen kennen...?

Diesen Herrn Feldmann haben wir, nachdem wir ihm einiges von seinem Ueberfluß entfernt, wieder laufen lassen, denn übermäßig viel Hamster gibt es in dieser Gegend nicht. Die große Ausrottung vom Jahre 1816, von der die Stadtbücher Gothas erzählen, bei der die Stadt Preise auf den Hamsterkopf setzte und die eine Strecke von 111817 dieser Geißhölle auf der Stadtflur brachte, scheint sich noch heute auszuwirken.

